



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geschichtsschreibung oder Roman?

Süßmann, Johannes

Stuttgart, 2000

I. Die Krise der Geschichtsdarstellung in der Aufklärung

[urn:nbn:de:hbz:466:1-75081](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-75081)

I. DIE KRISE DER GESCHICHTSDARSTELLUNG IN DER AUFKLÄRUNG

Es ist ein anders, eine Geschichte zum juristischen Gebrauche,
ein anders, sie zum Unterricht und Vergnügen der Menschen schreiben:
für jenen arbeitet der historische Zusammenträger, für dieses der Geschichtsschreiber:
die Werke des ersten gehören zur Gelehrsamkeit,
die Produkte des letzten unter die Litteratur der Nation,
unter die Denkmäler ihres Genies.¹

Kein geringerer als Lessing bescheinigt den deutschen Aufklärungshistorikern 1759, „daß es um das Feld der Geschichte in dem ganzen Umfange der deutschen Literatur, noch am schlechtesten“ bestellt ist. Und er weiß auch einen Grund dafür zu nennen:

Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte, und unsere Gelehrten selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammeln; kurz, gar nicht arbeiten: und diese wollen nichts, als das. Jenen mangelt es am Stoffe, und diesen an der Geschicklichkeit ihrem Stoffe eine Gestalt zu erteilen.²

Literarisch „schöne“ Geschichtsschreibung und gelehrte Geschichtserkundung sieht Lessing auseinanderklaffen: stilistisch, inhaltlich und auch personell. Geschichtsschreiber und Geschichtsforscher bilden für ihn zwei verschiedene Gruppen: hier die staatsmännischen Historiographen (wie Friedrich II. oder die Jesuiten in Wien), die in rhetorisch geschulter Form aus unmittelbarer Nähe zum Geschehen erzählen, dort die akademischen Gelehrten, die über Überresten brüten und umständliche Untersuchungen oder Lehrbücher veröffentlichen. Ein Werk dieser letzten Art hat Lessing zu rezensieren; dabei schickt er seiner Besprechung eine grundsätzliche Bemerkung voraus:

Überhaupt aber glaube ich, daß der Name eines *wahren Geschichtsschreibers* nur demjenigen zukömmt, der die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschreibt. Denn nur der kann selbst als Zeuge auftreten, und darf hoffen, auch von der Nachwelt als ein

- 1 Johann Carl Wezel: *Über Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Teutschen*. Leipzig 1781, S. 252. Nachdruck in ders.: *Kritische Schriften*. Im Faksimiledruck hrsg. mit einem Nachwort und Anmerkungen v. Albert R. Schmitt (= Deutsche Neudrucke. Reihe: Texte des 18. Jahrhunderts), Bd. 3. Stuttgart 1975, S. 53 ff., hier: S. 320.
- 2 Gotthold Ephraim Lessing: Briefe, die neueste Literatur betreffend 1759-1765. 52. Brief. In ders.: *Werke*. In Zusammenhang mit Karl Eibl, Helmut Göbel, Karl S. Guthke, Gerd Hillen, Albert Schirmding und Jörg Schönert hrsg. v. Herbert G. Göpfert, Bd. 5. München 1973, S. 185.

solcher geschätzt zu werden, wenn alle andere, die sich nur als Abhörer der eigentlichen Zeugen erweisen, nach wenig Jahren, von ihres gleichen gewiß verdrungen sind. (a.a.O., S. 186)

Nur Zeugnisse für die Nachwelt, nur Überlieferung also, nur zeitgeschichtliche Erzählungen mit Quellenwert stellen für Lessing eigentliche Geschichtsschreibung dar. Gelehrte Untersuchungen und wissenschaftliche Darstellungen fallen nicht darunter. Lessings Begriff von Geschichtsschreibung geht von der literarisch-rhetorischen Historie, letztlich von antiken und humanistischen Vorbildern aus. Haltbar werden sie für die Nachwelt, wenn sie wahr sind. Dies aber verbürgt in Lessings Gegenwart nicht mehr die Nähe zum Geschehenen allein. Geschichtsschreibung soll jetzt auch den kritischen Ansprüchen der Gelehrten genügen. Sie soll die Geschichtserkundung miteinbeziehen, soll durch Geschichtserkundung erarbeitet sein und zugleich die Erzählunmittelbarkeit von Zeugenaussagen besitzen. Eine solche Synthese ist Lessing in der deutschen Historiographie seiner Zeit nicht bekannt.

Gefordert wird sie keineswegs von ihm allein. Auch ein Publizist wie Ernst Ludwig Posselt beklagt 1786 den „Uebelstand, daß in neuern Zeiten die Historiographie aus dem Cabinet des Staatsmanns, ihrem eigentlichen Wohnorte, an den Pult des Gelehrten sich verirret hat“.³ Die „Schul- und Stubengelehrten, die sich Geschichtsschreiber nennen“ (23), sähen nur, „was geschah; nicht wie und warum es geschah“ (25); deshalb verfehlten sie in ihren Hervorbringungen den „letzten Zweck, und mit ihm den wahren Begriff der Geschichte“ (11). Sie räsonierten, statt das Geschehene getreulich zu spiegeln, zergliederten es, statt es zu malen, böten nur ein „Gerippe der Begebenheiten“ statt eine lebendig werdende Gestalt (18).

Wie Lessing bezieht Posselt seinen „wahren Begriff der Geschichte“ von den Vorbildern der Alten. Auch für ihn besteht die eigentliche Geschichtsschreibung aus Zeitgeschichten, liegt ihre Aufgabe in der Überlieferung unsterblicher Taten für die Nachwelt, „malt“ sie ein einheitliches Geschehen in seinem Verlaufe nach. „Also nicht was geschah, sondern wie es geschah, ist die lehrreiche Seite der Geschichte, die feinste Kunst, der letzte Zweck des Geschichtsschreibers“ (14). Nicht „im Ton des Schullehrers, oder des Philosophen, von dem man nur kalten Beweis erwartet,“ ist für Posselt dieses Ideal noch zu erreichen, „sondern, obgleich voll Wahrheit, doch mit der feinsten Kunst des grossen Schauspieldichters, der die ganze weitläufige Kette der Begebenheiten durch Grund und Folge ordnet“ (12).

Diese Ansicht teilen sogar die Gelehrten. Je größer das Übergewicht wird, das sie mit ihrer Geschichtserkundung gegenüber der in Deutschland ohnehin

3 Ernst Ludwig Posselt: *Ueber teutsche Historiographie. Eine Rede bey der Jubelfeyer des Carlsruher akademischen Gymnasii den 21. Nov. 1786 in Gegenwart des hochfürstlichen Hauses gehalten*. Karlsruhe 1786, S. 25. Auf diese Ausgabe beziehen sich die folgenden Seitenangaben im Text.

marginalen literarisch-rhetorischen Historie gewinnen, desto ehrgeiziger wollen auch sie richtige Geschichte schreiben – und stellen fest, daß sie vor diesem Anspruch versagen. 1767 räumt Johann Christoph Gatterer ein, daß „die Muse, die der Geschichte vorsteht, unsern teutschen Genies noch nicht sonderlich günstig gewesen“ ist.⁴ Präzise beschreibt er die Schwierigkeiten, mit denen die deutschen Aufklärungshistoriker bei der historiographischen Darstellung kämpfen. Seine Überlegungen führen zum Kern ihres Erzählproblems; deshalb seien sie hier ein wenig näher betrachtet.

Als historiographischer Hilfswissenschaftler, der Gatterer zunächst ist, hat er die kritischen Verfahren erprobt und so gründlich über sie nachgedacht, daß er ihre Prinzipien in zahlreichen Handbüchern zu explizieren vermag. Rasch finden sie Anerkennung als Standardwerke. Gatterer erhält einen Ruf nach Göttingen und damit den Auftrag, über Weltgeschichte zu lesen. Als amtlich bestallter Universalhistoriker quält er sich mit der Aufgabe, von den bienenfleißig zusammengetragenen Tatsachen, deren Häufung er als „Chaos“ empfindet, zu einer weltgeschichtlichen Synthese zu gelangen. Nicht als Geschehen(es) begegnet die Weltgeschichte dem deutschen Gelehrten, sondern als Wissen aus den Mühlen der Wissenschaft, nicht immer schon strukturiert, sondern als Staub.

Gatterer verknüpft die historischen Einzeltatsachen „pragmatisch“. Pragmatisch ist in der geschichtstheoretischen Diskussion seiner Zeit ein Zauberwort, pragmatisch sollen alle Geschichtswerke sein. Entsprechend vieldeutig wird der Ausdruck gebraucht.⁵ Immer steht dahinter die Voraussetzung, daß es sich bei der Historie nur um empirisches Wissen handelt: ein Wissen, das zwar durch kritische Prüfung und Reinigung der Überlieferung entsteht, danach aber in vereinzelt, aus allen Zusammenhängen gelösten Tatsachen dingfest gemacht werden kann. Erst wenn man diese Tatsachen in einem weiteren Schritt ordne, überschreite man den Bereich der reinen Empirie – und dies wird in der späten Aufklärung „pragmatisch“ genannt. Stets handelt es sich also darum, von (vermeintlich) absoluten Tatsachen einen Bezug herzustellen zu etwas anderem, seien es die lebenspraktischen Interessen oder Ordnungsraster der Gegenwart, seien es Vermutungen oder Rekonstruktionen der Ge-

4 Johann Christoph Gatterer: Vom historischen Plan, und der darauf sich gründenden Zusammenfügung der Erzählungen (1767). In: *Theoretiker der deutschen Aufklärungsgeschichte*, Bd. 2, S. 621–662, hier: S. 622. Auf diese Ausgabe beziehen sich die Seitenangaben im Text.

5 Vgl. Gudrun Kühne-Bertram: Aspekte der Geschichte und der Bedeutungen des Begriffs ‚pragmatisch‘ in den philosophischen Wissenschaften des ausgehenden 18. und des 19. Jahrhunderts. In: *Archiv für Begriffsgeschichte* 27 (1983), S. 158–186 sowie vor allem Lothar Kolmer: G.Ch. Lichtenberg als Geschichtsschreiber. Pragmatische Geschichtsschreibung und ihre Kritik im 18. Jahrhundert. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 65 (1983), S. 371–415.

schichtsforscher. In diesem letzten Sinn gebraucht Gatterer den Begriff. Er polemisiert gegen Geschichtswerke, die pragmatisch heißen, weil ihre Verfasser die historischen Tatsachen in das Prokrustesbett eines vorgegebenen Schemas zwingen. Dagegen beansprucht er, die Begebenheiten in anderem Sinn pragmatisch zusammenzufügen, nämlich: nach ihrem „innere[n] Verhältnis“, geleitet durch den vom Historiker rekonstruierten „Zusammenhang zwischen Ursachen und Wirkungen“ (655 f.).

Der höchste Grad des Pragmatischen in der Geschichte wäre die Vorstellung des allgemeinen Zusammenhangs der Dinge in der Welt (*Nexus rerum universalis*). Denn keine Begebenheit in der Welt ist, so zu sagen, insularisch. Alles hängt an einander, veranlaßt einander, zeugt einander, wird veranlaßt, wird gezeugt, und veranlaßt und zeugt wieder. Die Begebenheiten der Vornehmen und der Geringen, der einzelnen Menschen und aller zusammen, des Privatlebens und der grossen Welt, ja selbst der unvernünftigen und leblosen Geschöpfe und der Menschen, alle sind in einander verschlungen und verbunden. (659)

In dieser Gesamtansicht fände Gatterers Arbeit ihr Ziel, in ihr wäre das Chaos der unverbundenen Tatsachen aufgehoben. Gatterer weiß, daß eine solche Sicht für den Menschen nicht erreichbar ist. Da der Historiker nur „merkwürdige Begebenheiten“ berichten soll, dürfe er sich auf die Darstellung von deren Kausalgerüst beschränken. Er braucht nur Ausschnitte aus dem *Nexus rerum universalis* herzustellen: „System[e] von Begebenheiten“ (656) und im großen Maßstab der Universalgeschichte „Systeme“ von Geschichten verschiedener Völker.

Mit dem Kausalgerüst hinter den Tatsachen hofft Gatterer das Kriterium gefunden zu haben, nach dem sich die in eine Weltgeschichte gehörigen Begebenheiten wie von selbst auswählen (657 f.) und dabei auch noch zu einem „einzige[n] und wohlverbundene[n] Ganze[n]“ zusammenschließen (625 f.). Keine dürfe isoliert, nur um ihrer selbst willen, bloß weil sie bekannt ist, Erwähnung finden, jede müsse mit allen anderen kausallogisch verbunden sein oder, falls diese Verbindung nicht herzustellen ist, ausgeschlossen werden. Die kausallogische Einheit und Geschlossenheit soll auch in der Darstellung zum Ausdruck kommen. Gatterer fordert, daß die Tatsachen nicht mehr wie in älteren Universalgeschichten nach Jahren, Schauplätzen und Themen aufgezählt, sondern ihrem kausalen Zusammenhang entsprechend erzählt werden, soll heißen „die Ursachen gehen voran, die Wirkungen folgen“ (656), gleichzeitige Systeme werden, durch Einschübe ineinandergestaffelt, in den Hauptstrang der Historie eingefügt.

Zu einer universalhistorischen Darstellung, die ihn befriedigt hätte, gelangt Gatterer damit nicht. Immer wieder wirft er seine Systeme von Haupt- und Nebenvölkern, von Haupt- und Nebenbegebenheiten um. Vier verschiedene konzipierte Universalgeschichten legt er im Laufe seiner Lehrtätigkeit vor, 1799 stirbt er mit dem Empfinden, keine wirkliche Lösung gefunden zu haben.

Er konnte sie nicht finden, da seine pragmatische Verknüpfung der Tatsachen kein zureichendes Darstellungsprinzip ergibt.⁶ Sie stiftet kausallogische Einheiten, darstellerische Geschlossenheit folgt daraus nicht. Im Gegenteil tendiert jeder Ausschnitt aus dem *Nexus rerum universalis* dazu, nach allen Seiten in die Unendlichkeit weiterer kausaler Verknüpfungen auszufransen, wechselt jede Begebenheit in den immer neu, immer anders herstellbaren Kausalbezügen ständig ihren Platz. Die pragmatische Verknüpfung erweist sich als formales Prinzip, das unendlich viele Ausformungen erlaubt. Es bedürfte der Lenkung durch ein Interesse, eine Fragestellung, einen Wertgesichtspunkt; doch daran fehlt es bei Gatterer. Außer den allgemeinen „Zwecken“ der historischen Gebrauchsliteratur (633 f., 646 f.) weiß er kein Kriterium dafür zu nennen, was bestimmte Begebenheiten „merkwürdig“ macht, und welche Kausalbezüge zwischen ihnen hervorzuheben sind. Erkenntnisinteressen ersetzt er durch Methode – darstellerische Einheit ist dabei nicht zu erlangen.

Deshalb führt auch Gatterers Rede vom Erzählen in die Irre. Seine Geschichtsdarstellung – wie auch die der in seinem Sinne pragmatischen Aufklärungshistoriker insgesamt – ist Erzählung nur insofern, als sie Aussagen über Veränderungen in der Zeit aneinanderreihet. Dabei aber fehlt den referierten Handlungen der Bezug auf ein Ganzes, fehlt ihnen die bewußte Gestaltung der erzählten Zeit.⁷ Obwohl Kausalbezüge nur im Zeitablauf sichtbar werden, abstrahieren sie von der konkreten Zeit. Der pragmatische Historiker sieht in ihr nur den gleichförmigen Richtungspfeil, auf dem er Ursachen und Wirkungen hintereinanderordnet. Seine Systemdarstellungen sind in Wirklichkeit eine Form der Beschreibung; erzählt werden kann ein System nicht. Denn einem Erzähler ist die Zeit mehr als ein äußerlicher Rahmen; als erzählte Zeit bildet sie auch seinen Gegenstand. Indem er Zeiträume ausspart oder rafft, bei bestimmten Zeitpunkten verweilt und sie dehnt, verwandelt er die abstrakte physikalische Zeit in die konkrete, bedeutsame, gedeutete seiner Erzählung. Diesem Erzählen widersteht die pragmatischen Geschichtsbetrachtung. Einmal spürt Gatterer das selbst:

Man erwäge nur mit Aufmerksamkeit den Zweck, warum eine Universalhistorie geschrieben wird, und man wird bald gewahr werden, daß sie, gegen Specialhistorien betrachtet, eben das in der Historie thun müsse, was in der Geographie die Charte vom Globus thut. Die Universalhistorie muß also kurz seyn, muß sich nur mit den Hauptrevolutionen beschäftigen, muß den allgemeinen Zusammenhang der Merkwürdigkeiten in den Specialhistorien, und das Gleichzeitige aller grossen Veränderungen auf dem Erdboden, im Staate, in der Religion, in den Künsten und Wissenschaften, in der Handlung und Schiffarth etc. unter einem ins Kleine gebrachten Bilde nicht sowol erzählen, als vielmehr vormalen. (646 f.)

6 Vgl. Hilmar Kallweit: Erzähltheorie und Geschichtsphilosophie. Zur Charakterisierung der pragmatischen Geschichtsschreibung. In: *Von der Aufklärung zum Historismus*, S. 155–157.

7 Vgl. Lämmert: *Bauformen*, S. 32–34.

Selbst mit dem Malen täuscht Gatterer sich. Eine (Geschichts-) Landkarte ist kein Gemälde, sondern eine Abstraktion. Prägnant bezeichnet die Metapher den Status der pragmatischen Weltgeschichten: Nicht um Erzählungen handelt es sich, sondern um Überblicke in abstrakt-zeichenhafter Form. Ihrer Statik entsprechen die Formen des Abrisses, der „Vorstellung“, des Handbuchs, über die die pragmatischen Historiker nicht hinausgelangt sind.

Mag Gatterer zeitweise geglaubt haben, durch sein pragmatisches „Erzählen“ dem Vorbild der antiken Geschichtsschreibung nahezu kommen (656), mag er sich gewünscht haben, seine akademischen Universalgeschichten in den Rang wirklicher Geschichtsschreibung zu erheben, bald räumt er ein, daß über der „Classe der pragmatischen Geschichtschreiber“, über seiner eigenen also, noch die der „evidente[n] Geschichtschreiber“ steht.⁸ Diese verstünden die „Kunst anschauend zu erzählen und ideale Gegenwart der Begebenheiten bey dem Leser zu erwecken“ (466). Gatterer erkennt bei ihnen ein anderes Erzählprinzip als das pragmatische Nachzeichnen von Ursache-Wirkung-Beziehungen:

Man muß bey dem Leser die Idee des Vergangenen auf alle Weise zu verbannen suchen, oder welches einerley ist, man muß überall, wo man kan, aus dem Vergangenen etwas Gegenwärtiges machen, damit der Leser Antheil an der Sache nehme, und dadurch unterhalten, oft auch gerührt werde. (468)

Dafür solle der Geschichtsschreiber häufig in der Gegenwartsform sprechen, „lebhaftre Schilderungen der Oerter und Länder, der Sachen und Personen“ geben, „handelnde Personen redend“ einführen, um „ihnen dadurch gleichsam das Leben wieder zu geben“ und vor allem sich selbst

seinen Lesern so sehr verbergen, als möglich ist. Die ganzen Rollen müssen immer wie vor den Augen des Lesers gespielt werden, und der Geschichtschreiber muß dabey meistens nur so zu sagen als einer der Umstehenden oder als Zuschauer, und bisweilen allenfalls nur als ein Nomenclator für den Leser, erscheinen. (468)

Unüberhörbar klingt hier die zeitgenössische Ästhetik-Diskussion an. Gatterer reformuliert das alte Programm anschaulich vergegenwärtigender Geschichtserzählung mit Hilfe neuester Theorien der szenischen Darstellung in Epos und Roman, wie sie Bodmer, Lessing und Blankenburg gerade entwickeln. Vor allem jedoch übernimmt Gatterer produktionsästhetische Ideen.

Wer Begebenheiten anschauend erzählen will, muß so viel historisches Genie haben, daß er das, was er erzählen will, selbst anschauend denken kan: er muß durch ideale Gegenwart der Begebenheiten zuvor selbst Zuschauer worden seyn, und als dann kan er [...] hoffen, daß er das, was er anschauend erkant hat, auch werde anschauend erzählen, und seine Leser in die Situation von Zuschauern versetzen können. (466)

8 Johann Christoph Gatterer: Von der Evidenz in der Geschichtkunde (1767). In: *Theoretiker der deutschen Aufklärungshistorie*, Bd. 2., S. 466–478, hier: S. 477. Auf diese Ausgabe beziehen sich die folgenden Seitenangaben im Text.

Die „Kunst anschauend zu erzählen“ erfordert „Genie“. Sie stellt eine produktive Leistung dar. Der Geschichtsschreiber muß „anschauend denken“, also seine Einbildungskraft gebrauchen. Wenn er Gelehrter ist, hat er die Vorgänge, die er schildern will, nicht selbst gesehen. Er besitzt nur kritisch gesichertes Wissen über sie, steht vor lauter unverbundenen Einzeltatsachen. Mit Hilfe der Einbildungskraft aber vermag er seine Forschungsergebnisse in „ideale Gegenwart“ zurückzuverwandeln. Er reproduziert sie in sich und kann dadurch zum Zuschauer werden. Nicht sieht er jetzt selbst mehr oder mit Hilfe von Augenzeugen ein reales äußeres Geschehen (das war das Erkundungsprinzip der Geschichtsschreiber in der rhetorischen Tradition); vielmehr stellt er es sich aufgrund seines kritisch gesicherten Wissens innerlich vor. Die Entdeckung der Einbildungskraft gestattet es Gatterer, eine Synthese aus literarisch veranschaulichender Darstellung und gelehrtem Wissen zumindest zu denken.⁹

Doch bleibt das Theorie und prekär. Gatterer selbst traut der erreichten Synthese nicht. Zu nahe rückt sie den Geschichtsschreiber an den Dichter heran. Zwar seien beide „in Ansehung der Materialien [...] und in der Art der Verarbeitung“ durchaus verschieden – bringe der evidenten Historiker im Gegensatz zum Dichter doch „ein Ganzes, das schon einmal da gewesen ist, auf eben die Art, wie es da gewesen ist, nur aufs neue zum Vorschein“ (470) –, aber Gatterer fürchtet, daß man diesen Unterschied in den Erzählungen selbst nicht wahrnehmen könne. Die evidente Geschichtserzählung erreiche nur die

Wahrheit der Romane: soll sie zur *historischen Wahrheit* werden, so muß man zeigen, daß die Zeitgenossen so davon gedacht haben, wie sie erzählt wird, und dis ist der Zweck der *historischen Demonstration* [...],

soll heißen: der lückenlosen Rückführung des Erzählten auf Quellen in Form von Zitaten, Beilagen und Anhängen (477). Gatterer will also nicht nur die Materialien des Historikers genannt und beglaubigt sehen, auch die mit Hilfe der Einbildungskraft erreichte Anschauung soll jederzeit als getreue Nachahmung ausgewiesen werden. Als ob der Historiker, wenn dies möglich wäre, seine Einbildungskraft überhaupt benötigte! Die nachgeschobene Bedingung beraubt ihn wieder der Produktivität, die Gatterer ihm für die veranschaulichende Erzählung eingeräumt hatte. Kein Wunder, daß Gatterer kein Beispiel für die Verwirklichung seines Programms zu nennen weiß. Die „Classe“ der „evidente[n] Geschichtsschreiber“ – in Gatterers Gegenwart ist sie leer.¹⁰

9 Zur viel radikaleren Befreiung der Einbildungskraft bei Schiller und Humboldt vgl. unten Kapitel 2, S. 78 ff.

10 Dies bekundet der programmatische Artikel, mit dem Gatterer den ersten Band einer von ihm gegründeten und herausgegebenen geschichtswissenschaftlichen Fachzeitschrift eröffnet: *Historische Kunst. Eine Anekdote aus Frankreich, im Jahr 1764 vorgelesen von J.C. Gatterer*. In: *Allgemeine historische Bibliothek* 1 (1767), S. 1–14. Anschaulich wird dort das Fehlen von „teutschen Geschichtsbücher[n], im Geschmack der alten Grie-

Darin stimmen Lessing, Posselt und Gatterer überein: Die historiographische Darstellung ist in der deutschen Literatur ihrer Zeit ein Problem. Alle drei reflektieren auf eine Situation, in der nicht mehr Staatsmänner die Geschichtswerke verfassen, sondern Gelehrte, nicht mehr Augenzeugen, sondern Forscher, nicht mehr Berichterstatter, sondern Wissenschaftler. Gleichwohl halten alle drei an einem Ideal „wirklicher“ Geschichtsschreibung fest, das von der literarisch-rhetorischen Historiographie der Alten, sprich: der antiken und humanistischen Staatsmänner abgeleitet ist. Wirkliche Geschichtsschreibung muß diesem Ideal zufolge durch äußere (so Lessing und Posselt) oder innere Anschauung (so Gatterer) beglaubigt sein. Sie muß ihren Gegenstand wiederum zur Anschauung zu bringen, das heißt ihn vergegenwärtigend erzählen. Nur so erlangt sie bleibenden Wert für die Nachwelt, weil sie selbst zur kanonischen Quelle für das Geschehene wird. Alles andere, die gelehrte und auch die pragmatische Historiographie, gilt gegenüber der „wirklichen“ Geschichtsschreibung als Gebrauchsliteratur zweiten Rangs. Deshalb suchen der Literat, der Publizist und der Gelehrte nach Wegen, wie die Kluft zwischen Gebrauchsliteratur und eigentlicher Historie geschlossen, wie das alte Darstellungsideal wieder erreicht und zugleich der neue wissenschaftliche Standard gewahrt werden, wie ein Gelehrter im Deutschland des späten 18. Jahrhunderts sich zu einem Geschichtsschreiber erheben kann.¹¹

chen und Römer“ beklagt. Der Vorsatz ist deutlich: Die neu gegründete Zeitschrift soll dazu beitragen, den konstatierten Mangel zu beheben. Dazu veröffentlicht Gatterer in ihr nicht nur die oben erörterten geschichtstheoretischen Abhandlungen, sondern auch eine Folge von Vorträgen, die er an seinem Institut der historischen Wissenschaften angeregt hatte. Stück für Stück werden darin die klassischen Geschichtswerke der Griechen und Römer zergliedert, um ihre Darstellungsprinzipien aufzudecken (Nachweise bei Kolmer: Lichtenberg als Geschichtsschreiber, Fußnote 18). Nur eine reflektierte Orientierung an den Alten, meinte Gatterer, könne wieder wirkliche Geschichtsschreibung hervorbringen.

- 11 „Wir haben viele gute Forscher, Untersucher, Lehrer, Sammler, viele Zusammenträger der Geschichte,“ stellt Wezel 1781 fest, „aber keinen einzigen Geschichtsschreiber.“ (Johann Carl Wezel: *Über Sprache*, S. 249. Nachdruck S. 317). Diese Ansicht war in der deutschen Aufklärung topisch, sie gehörte, wie Wezel hinzufügt, „unter die Dinge dieser Welt, die keines Beweises bedürfen.“ Daß diese Behauptung zutrifft, wird deutlich, sobald man die hier vorgestellten prominenten Beispiele mit Quellen zweiten und dritten Rangs vergleicht, etwa, um nur zwei zu nennen, mit Carl Rhenanus Hausen: Freye Beurtheilung über die Wahl, über die Verbindung, und Einkleidung der historischen Begebenheiten, und Vergleichung der neuern Geschichtsschreiber, mit den römischen. In ders.: *Vermischte Schriften*. Halle 1766, S. 1–27 oder mit Johann Georg Meusel [unter dem Kürzel: H.J.U.]: Schreiben aus D... an einen Freund in London über den gegenwärtigen Zustand der historischen Litteratur in Teutschland. In: *Der teutsche Merkur*. Des zweyten Bandes Drittes Stück. Junius 1773, S. 247–266. Punkt für Punkt finden die oben referierten Positionen sich darin wieder. – Ein vernichtendes Urteil fällt auch Friedrich der Große in der vielgelesenen Schrift, auf die Wezel antwortet,

Das ist nicht die Frage, die heutige Historiographiehistoriker ihnen bisher entnommen haben. Da sie sich für die Wurzeln der modernen Geschichtswissenschaft interessieren, beschränken sie ihre Forschung zur Aufklärungsepoche auf die Erzeugnisse der Gelehrten¹² – scheint die gelehrte oder populäre historiographische Gebrauchsliteratur doch auch den quantitativ größten und qualitativ bedeutendsten Teil des historischen Schrifttums in der deutschen Aufklärung auszumachen.¹³ Dieser Teil aber wird den Historiographiehistorikern zum Ganzen. Indem sie ihn als Aufklärungshistorie bezeichnen, setzen sie ihn mit Geschichtsschreibung gleich. Gar nicht erst wahrgenommen wird dadurch, daß die alte Unterscheidung von Geschichtsschreibung und gelehrter historiographischer Gebrauchsliteratur in der Aufklärung neue Aktualität gewinnt. Nicht wahrgenommen wird, daß die Gelehrten sich trotz aller Mühe, ihre Werke in den Rang wirklicher Geschichtsschreibung zu erheben, weit vom Ziel entfernt finden. Nicht wahrgenommen wird in einem Wort, daß „die Aufklärungshistorie“ sich als Historie im eigentlichen Sinn gar nicht begreift.

Das macht auch die bisherige Forschung zur Darstellungsfrage schon im Ansatz problematisch. Je nach Blickwinkel scheinen die Göttinger Pragmatiker – und nur ihre Geschichtswerke werden immer wieder untersucht – das Erzählen einmal in Strukturgeschichte aufzuheben,¹⁴ ein anderes Mal in der Geschichtswissenschaft überhaupt erst durchzusetzen.¹⁵ So allgemein wird das Erzählen dabei gefaßt, daß bereits die Unterschiede innerhalb der histo-

nämlich in *De la littérature allemande* (1780). Hrsg. v. Ludwig Geiger (= Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Erste Folge. 16). Berlin²1902. Nachdruck Darmstadt 1969, S. 6: „Si je repasse les historiens, je ne trouve que l'histoire d'Allemagne du Professeur Masco que je puisse citer comme la moines défectueuse.“

- 12 Bezeichnend für dieses spezielle Interesse sind die im Forschungsbericht von Horst Walter Blanke und Dirk Fleischer genannten Arbeiten sowie die Tendenz des Berichtes selbst. Eingestanden und zumindest rhetorisch in Frage gestellt wird es neuerdings in: *Geschichtsdiskurs Bd. 1*.
- 13 Otto Dann: Das historische Interesse in der deutschen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts. Geschichte und historische Forschung in den zeitgenössischen Zeitschriften. In: *Historische Forschung im 18. Jahrhundert. Organisation, Zielsetzung, Ergebnisse*. Hrsg. v. Karl Hammer und Jürgen Voss (= Pariser Historische Studien. 13). Bonn 1976, S. 386–415.
- 14 So Peter Hanns Reill: Narration and Structure in Late Eighteenth Century Historical Thought. In: *Storia della Storiografia* H. 10 (1986), S. 77–89.
- 15 So Hans Jürgen Pandel: *Historik und Didaktik. Das Problem der Distribution historiographisch erzeugten Wissens in der deutschen Geschichtswissenschaft von der Spätaufklärung zum Frühhistorismus (1765–1830)* (= Fundamenta historica. 2). Stuttgart, Bad-Cannstatt 1990, S. 26 und 48. Da Pandel weder über einen qualitativen Begriff des Erzählens verfügt, noch zwischen Geschichtsschreibung und Gebrauchsliteratur unterscheidet, entgeht ihm, daß die Wendung zum Erzählen, die er in der Gebrauchsliteratur bemerkt, noch weit hinter der immer schon erzählenden Geschichtsschreibung zurückbleibt.

riographischen Gebrauchsliteratur nicht in den Blick kommen. Dabei erzählen die Aufklärungshistoriker in ihren faktographischen Handbüchern anders als in Schulbüchern, bedeutet das Erzählen in Gatterers und Schlözers universalhistorischen Abrissen etwas anderes als in Möser's Landesgeschichte oder in Winckelmanns Kunstgeschichte.¹⁶ Erst recht muß der Forschung so entgegen, daß die Aufklärungshistoriker in all diesen Werken über ihre unmittelbaren Darstellungszwecke hinaus vom Erzählen der Schulmeister zum Erzählen der Geschichtsschreiber drängen.¹⁷ Warum sie das tun, wie ihr Darstellungsproblem entstanden und wie es systematisch zu begreifen ist, soll deshalb hier zunächst umrissen werden.

Von den Anfängen abendländischer Geschichtsschreibung bis weit in die Neuzeit hinein geht geschichtliche Erkenntnis in Geschichtsdarstellung auf. Die Frage nach der Darstellung ist keine gesonderte Frage neben anderen, sondern der übergeordnete Leitfaden einer Geschichtstheorie, die als rhetorische dazu anleitet, „wie man Geschichte schreiben soll“.¹⁸

Sie reflektiert eine Geschichtsschreibung, die weder institutionalisiert noch professionalisiert ist und weitgehend in den Händen dilettierender Staatsmänner liegt. Einzig ihre Nähe zum Geschehenen, ihr politisch-militärischer Sachverstand und ihr besonderes Erkenntnis- oder Rechtfertigungsinteresse veranlassen sie, Geschichte zu schreiben. Von Thukydides über Tacitus und Otto von Freising bis Machiavelli sind es Amtspersonen, die im mehr oder minder freiwilligen Ruhestand das Ergebnis ihrer politischen Pläne überdenken und nach historischen Erklärungen dafür suchen.

Wenn ihre Einzelleistungen dennoch traditionsbildend wirken, wenn sie als *historia perpetua*, als Folge kanonischer Geschichtswerke, angesehen werden,¹⁹ die die Nachgeborenen tradieren, summieren und zu eigenen Zwecken kompilieren, wohl auch neu erläutern und kommentieren, aber nicht durch eigene Darstellungen des Behandelten ersetzen, verdanken sie das ihrer Ka-

16 Darauf macht Ernst Schulin aufmerksam: Zum Problem von Struktur und Narrativität in der Aufklärungshistorie. In: *Storia della Storiografia* H. 10 (1986), S. 107–111.

17 Hingewiesen auf diese Spannung hat Rudolf Vierhaus: Geschichtsschreibung als Literatur im 18. Jahrhundert. In: *Historische Forschung im 18. Jahrhundert*, S. 416–431.

18 So lautet der Titel der einzigen aus der Antike überlieferten monographischen Abhandlung zur Geschichtstheorie von Lukian. Zum Folgenden vgl. Dietrich Harth: [Artikel] Geschichtsschreibung. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Hrsg. v. Gert Ueding, Bd. 3. Tübingen 1996, Sp. 832–870 und Reinhart Koselleck: [Artikel] Geschichte, Historie. In: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch zur politischen Sprache in Deutschland*. Hrsg. v. Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Koselleck, Bd. 2. Stuttgart 1979, S. 594–717.

19 Der Begriff erscheint zuerst bei Cicero: *Ad familiares*, V 12, 2, dort allerdings noch im Sinn von ‚fortlaufender Darstellung‘ innerhalb eines Geschichtswerks. Erst später wurde er terminologisch gebraucht für die Abfolge verschiedener Epochendarstellungen.

nonisierung an den Schulen. Dort, bei den Rhetoren und Philosophen, in den mittelalterlichen Klöstern und an den Universitäten werden die für maßgeblich eingeschätzten Geschichtswerke überliefert, zum Zwecke von Stilübungen und als Beispielsammlungen für den Redner gelesen oder als Grundlage von weltgeschichtlichen Kompilationen gebraucht. Dort entwickeln die Rhetoren, Philosophen und Theologen, die das menschliche Wissen zum Zwecke seiner Vermittlung systematisieren, auch eine Theorie der Geschichtsschreibung. Sie selbst schreiben keine Geschichte, weder Aristoteles oder Cicero, noch Quintilian oder Lukian, noch die mittelalterlichen Enzyklopädisten.

Fehlende Institutionalisierung bedeutet also, daß die Praxis der Geschichtsschreiber auf der einen Seite und die Vermittlung sowie die Theorie ihrer Werke auf der anderen Seite getrennt bleiben. Sie bedeutet weiterhin, daß die Theoriebildung von allgemeinen statt von spezifisch historischen Kategorien ausgeht. Was Historie eigentlich ist, kann positiv noch kaum gesagt werden. Deshalb bestimmt man sie negativ als minder bedeutenden Spezialfall allgemeiner literarischer Gattungen, sei es poetologisch in Abgrenzung von der Dichtung, sei es rhetorisch in Abgrenzung von der Gerichtsrede, der die Geschichtsschreibung in der rhetorischen Theorie zugeordnet ist.²⁰

Dabei sehen z.B. Cicero, Quintilian und Lukian durchaus, daß die Historie als Gerichtsrede nicht recht beschrieben ist. Zwar handelt sie wie diese von tatsächlichen Ereignissen in der Vergangenheit, stellt sie ein Geschehen dar, das Menschen verursacht haben, dessen kausaler Hergang also wie in einem juristischen Prozeß zu klären ist, doch, so schränken die Rhetoren ein, dürfe der Historiker im Gegensatz zum Gerichtsredner nicht parteilich sein. Anders als der Advokat vor Gericht müsse er unter allen Umständen die ganze Wahrheit sagen und dies auch stilistisch zum Ausdruck bringen. Quintilian und Lukian fassen diesen Gedanken in die Formel, der Geschichtsschreiber solle sich nicht an die Gegenwart wenden, sondern an die Nachwelt; er solle nicht wie in einem aktuellen Streit für den Moment argumentieren, sondern für immer ein wahres Bild der Vergangenheit überliefern; nicht einer Sonderinteresse sei er verpflichtet, sondern dem allgemeinen aller künftigen Generationen.²¹ Das bedeutet: Sie lösen den Geschichtsschreiber aus der kon-

20 Für ersteres maßgeblich Aristoteles: *Poetik*, Kapitel 9 und 25 sowie Quintilian: *De institutione oratoria* X 1, 31 (vgl. dazu Klaus Heitmann: Das Verhältnis von Dichtung und Geschichtsschreibung in älterer Theorie. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 52 (1970), S. 244–279), für letzteres Cicero: *De oratore* II 15, 62–64 und Quintilian. Dazu Eckhard Kessler: Das rhetorische Modell der Historiographie. In: *Formen der Geschichtsschreibung*, S. 37–85. Kesslers hervorragender Aufsatz bietet Anregungen sogar für die ihm grundlegend entgegengesetzte Deutung der rhetorischen Geschichtstheorie, die hier entwickelt wird.

21 „Historia [...] scribitur ad narrandum, non ad probandum, totumque opus non ad actum rei pugnamque praesentem, sed ad memoriam posteritatis et ingenii famam componi-

kreten forensischen Situation. Obwohl sie als Rhetorik-Lehrer die Historie nicht anders denken können als in rhetorischen Kategorien, bringen sie zum Ausdruck, daß diese Kategorien für die Geschichtstheorie nicht taugen, daß sie erst entkräftet werden müssen, bevor Geschichtstheorie anfangen kann.²²

Dieser Anfang, das Spezifische der Historie, ist für Aristoteles ihre Bindung an das, „was wirklich geschehen ist“, in all seiner Zufälligkeit und Unordnung, eine Bindung, die Cicero in die von Thukydides übernommene Forderung wendet, der Geschichtsschreiber habe die ganze Wahrheit zu schreiben. Nachfolgende Theoretiker reichen sie weiter, bis Isidor von Sevilla sie mit seiner Gegenüberstellung von *res factae* und *res fictae* wieder auf die Gegenstände bezieht. So variieren die Theoretiker ein Moment, in dem die praktischen Geschichtsschreiber implizit oder explizit ihre Hauptaufgabe sehen: Geschehenes, das in Bezug auf bestimmte Interessen denk- oder merkwürdig ist, für die Nachwelt zu überliefern, modern ausgedrückt: sein Protokoll zu erstellen.²³

tur [...].“ (Quintilian: *inst.* X 1, 31). Genauso Lukian: *Wie man Geschichte schreiben soll*. Griechisch und Deutsch. Hrsg., übersetzt und erläutert v. Helene Homeyer. München 1965, S. 147: „Denn, wie ich schon sagte, die Geschichtsschreibung hat *ein* einziges Anliegen und der Geschichtsschreiber darf nur der Wahrheit huldigen; alles Andere muß ihm gleichgültig sein; es kann für ihn nur einen Maßstab und nur eine einzige Richtlinie geben: nämlich nicht auf die Zuhörer von Heute sein Augenmerk zu richten, sondern auf die, die sich später mit dem Werk beschäftigen werden.“

- 22 Mit Geschichtstheorie ist hier die Reflexion auf eine spezifische: historiographische und geschichtswissenschaftliche Erkenntnis gemeint, auf Gegenstand und Methode dieser Erkenntnis, ihre Möglichkeiten und Grenzen. Solange diese Erkenntnis als Nebenprodukt einer schriftstellerischen Tätigkeit angesehen wurde, fiel sie in die Zuständigkeit der Rhetoren und wurde von ihnen – durchaus zutreffend – mit Hilfe von Abgrenzungen und Negationen umschrieben. In der Neuzeit aber, vor allem durch die Krise des Pyrrhonismus und die Reaktionen darauf in der Aufklärung, hat sie sich aus dieser Zuständigkeit gelöst (s.u. S. 48 ff.). Sie heute wieder mit den Mitteln der Textpragmatik allein beschreiben zu wollen, wie es Hayden White und andere Postmoderne versuchen, heißt ein Werkzeug wählen, dessen Unzulänglichkeit reduktionistische Ergebnisse programmiert. Nicht in der Erkenntnistheorie, wo sie überfordert ist, liegt seit dem 18. Jahrhundert die Bedeutung der Rhetorik für die Historie, wohl aber in der Textanalyse, im Aufdecken verborgener Textstrategien und Subtexte, nicht zuletzt im verwahrlosten Bereich der historiographischen Textproduktion. Vgl. Karl-Georg Faber: Zur rhetorischen Dimension der Sprache des Historikers. In: *Comité International des Sciences Historiques. XV^e Congrès International des Sciences Historiques, Bucarest, 10–17 août 1980. Rapports I: Grands Thèmes et Méthodologie*. Bukarest 1980, S. 420–425.
- 23 Ich gebrauche den Ausdruck im Sinne der modernen Sozialwissenschaften, wo er die möglichst verlaufstgetreue Aufzeichnung sozialer Vorgänge meint. Wie der Soziologe über die beobachtende Teilnahme hinausgehen und seine Eindrücke in Material verwandeln muß, um ihnen tiefere Einsicht abzugewinnen, beurkundet der Geschichtsschreiber einen historischen Geschehensverlauf. Neuraths Protokollsätze sind damit nicht gemeint.

Historie ist, wie der durch Herodot neu bestimmte Ausdruck sagt, Erkundung und Wissen, Forschung und ihr Ergebnis, Aufklärung eines Zusammenhangs, der viele Handelnde an verschiedenen Orten durch viele Ereignisse miteinander verknüpft. Als *techne*, als Einheit von Wissen und Handeln, umfaßt sie den Prozeß der subjektiven Annäherung ebenso wie das objektive Geschehen, dem dieser gilt.

Das zeigt sich an ihrem vornehmsten, geradezu paradigmatischen Verfahren – der Zeugenbefragung. Zeugen können verständnislos sein, irren oder lügen. Ihre Befragung ergibt immer nur schwankendes und umstrittenes Wissen, *doxa*, das dem Bereich menschlichen Dafürhaltens angehört und im Gegensatz zu den *episteme* steht, dem streng beweisbaren philosophischen Wissen. Aber Zeugen haben etwas gesehen, erlebt, gestaltet. Zu ihren Aussagen gibt es in einer Kultur geringer Schriftlichkeit und Medialität keine Alternative. Bis weit in die Neuzeit können die Menschen das flüchtige, in kaum einer verbreiteten oder zugänglichen Form dokumentierte geschichtliche Geschehen einzig durch Zeugenaussagen greifen, manifestiert Geschichte sich fast ausschließlich in Berichten der unmittelbar an ihr Beteiligten.

Deshalb kann Historie als Erkundung durch Zeugenbefragung nur Zeitgeschichte, Geschichte des Jüngstvergangenen sein, kann jede Epoche die *historia perpetua* nur um die Geschichten der eigenen Zeit ergänzen. Wenn die Geschichtsschreiber sich vom Selbsterlebten über das Erkundbare in die mündliche Überlieferung zurückwenden, erhalten sie über Geschehenes, das länger als drei Generationen zurückliegt, Auskunft lediglich in der Sage. Überschreiten können sie diese Grenze nur, indem sie sich aus den Zeitgeschichtswerken früherer Epochen eine Vorgeschichte konstruieren. So verfährt Livius, wenn er die Gründung der Stadt Rom erzählt, so verfahren die mittelalterlichen Chronisten, die mit der Erschaffung der Welt beginnen. Stets münden diese aus der Tradition kompilierten Vorgeschichten in die Darstellung der Gegenwart, finden die Geschichtsschreiber im Erzählen ihrer Gegenwart das eigentliche Ziel.²⁴

Deshalb kennen sie kein Objektivitätsproblem in unserem Sinne. In der Autopsie, dem Augenschein, der eigenen Teilnahme des Zeugen ist das Beobachtete handgreiflich da, das wiederholte Erzählen tilgt aus der Erinnerung jede Unsicherheit und jeden Zweifel. Die Zeugenaussage enthält das objektiv Geschehene im Medium eines subjektiven Erinnerungsberichts. Der Geschichtsschreiber aber geht darüber hinaus. Indem er nach dem Vorbild Herodots viele Zeugenaussagen sammelt, reinigt und verknüpft, zielt er auf eine Darstellung des Geschehenen, die mehrere Einzelwahrnehmungen umfaßt und deshalb von vielen als Wiedergabe des Geschehenen akzeptiert werden kann.

24 Dazu ausführlich Fritz Ernst: Zeitgeschehen und Geschichtsschreibung. Eine Skizze. In: *Die Welt als Geschichte* 17 (1957), S. 137–189.

Widersprüchliche Aussagen rückt er in seiner Darstellung an Stellen, von wo aus sie jeweils berechtigt erscheinen und doch als Teilansichten desselben Gesamtgeschehens in diesem aufgehen. Viele Wahrnehmungssplitter verbindet er zu einem Gesamtbild, in dem möglichst viele Beteiligte ihre Sicht wiederfinden sollen, und das doch die Zweifelhaftigkeit jeder einzelnen Zeugenaussage überschreitet. Er erstellt den kollektiv geteilten Augenschein des Geschehenen, ein Abbild, das in dem Maße, in dem es die Zustimmung der Beteiligten findet, als Protokoll des Geschehenen für künftige Zeiten gilt.

Schon sein vornehmstes Verfahren also erweist den Geschichtsschreibers als Experten der Integration. Widerstreitende Erinnerungen führt er zusammen, gegensätzliche Deutungen und wechselseitige Schuldzuweisungen; nach Kriegen und Bürgerkriegen, Fraktionskämpfen und Machtwechseln synthetisiert er aus lauter Teilansichten erstmals oder wieder das Geschichtsbild einer Allgemeinheit. Eben das mag ihn auch veranlassen zu erzählen, seine Gegenstände erzählerisch zu konstituieren. Keine andere Darstellungsform ermöglicht ein vergleichbares Maß an Ambivalenz, keine andere vermag so widerstreitende Regungen in eine Gesamtsicht zu integrieren. Die erzählerische Darstellung emotionalisiert. Durch den Effekt anschaulicher Vergegenwärtigung kann sie ungleich stärkere Reaktionen auslösen als jede Argumentation.²⁵ Vor allem jedoch – und das unterscheidet Geschichtsschreibung von Agitation, objektive Darstellung von Tendenzhistorie – erlaubt die erzählerische Darstellung eine Katharsis im Umgang mit den Gefühlen gegenüber der Vergangenheit. Sie weckt Emotionen, um darüber hinauszugehen, sie appelliert an Leidenschaften, um sie als relativ zu erweisen. Sie erzieht zum Aushalten von Ambivalenz. Was Thukydides, Tacitus und Machiavelli in ihren Geschichtserzählungen erreichen, ist mit einem Maximum an emotionaler Ambivalenz die Befreiung von einseitigen Verstrickungen in die Vergangenheit. Nur die erzählerische Evokation widerstreitender Gefühle macht diese gesellschaftliche Kulturleistung möglich.

Das Besondere dieser Aufgabe erhellt ein Vergleich der Historie mit verwandten Textsorten wie den Annalen oder den weltgeschichtlichen Kompilationen.²⁶ Wie Inschriften über die Taten von Amtspersonen, Herrscherlisten oder Nekrologe bieten Annalen eine knappe, meist stereotype Aufzählung von

25 Das war auch den antiken Rhetorik-Lehrern bewußt. Vgl. etwa Quintilians Ausführungen zur *narratio* im Rahmen der Gerichtsrede (*inst.* IV 2, 21 und IV 2, 111 ff.).

26 Die Begriffe „Annalen“ und „Kompilationen“ bezeichnen hier Textsorten und deren Darstellungsprinzipien – ein terminologischer Sprachgebrauch, der sich nur teilweise mit dem der Antike und des Mittelalters deckt. Vgl. Fritz Ernst: *Zeitgeschehen* sowie Herbert Grundmann: *Geschichtsschreibung im Mittelalter*. In: *Deutsche Philologie im Aufriß*. Hrsg. v. Wolfgang Stämmler, Bd. 3. Berlin 1962, Sp. 2221–2286. Überarbeitet separat gedruckt: Göttingen 1965 und Franz-Josef Schmale: *Funktion und Formen mittelalterlicher Geschichtsschreibung. Eine Einführung*. Darmstadt 1985.

Ereignissen, die aus bestimmten Gründen für erinnerenswert gelten. In der Regel von vielen anonymen Verfassern durch Generationen fortgeführt, stellen sie Geschehenes nicht dar, sondern bezeichnen es nur. Das verbindet sie mit den weltgeschichtlichen Kompilationen, die der Deutung des Geschehenen gelten. Wenn sie seine Kenntnis nicht überhaupt voraussetzen, erinnern sie daran in ähnlich geraffter Form wie die Annalen. Dabei erheben sie einen höheren literarischen Anspruch. Ihre Geschichtsdeutung soll belehren, also wirken. Sie ist die Leistung eines einzelnen Verfassers, der seinen Namen nennt, sich an Leser wendet, für sie argumentiert.

Ihren Zwecken entsprechend beziehen diese Textsorten sich in unterschiedlicher Weise auf das Geschehene. Um bestimmte Arten von Begebenheiten zu memorieren, sie wie magische Namen immer erneut zu beschwören, verwandeln die Annalisten das Geschehene in Ereignisbegriffe. Dagegen zielt seine Deutung in den weltgeschichtlichen Kompilationen durch es hindurch auf einen verborgenen Sinn. Deshalb erörtern die Kompilatoren, wie als bekannt vorausgesetzte (und deshalb ebenfalls nur begrifflich bezeichnete) Ereignisse zusammenhängen und sich auf die Gegenwart beziehen. Die Geschichtsschreiber hingegen protokollieren den anschaulichen Verlauf des Geschehenen, indem sie ihn durch eine Erzählung vergegenwärtigen. Da sie ihn damit ebenfalls in einen neu erkundeten Zusammenhang stellen, der die Ereignisse – wenn auch oft implizit – deutet und erklärt, genießt die Historiographie als die umfassendste der drei Textsorten das höchste Ansehen. Sie erfüllt mehrere Funktionen zugleich, die in den Annalen oder Kompilationen vereinzelt erscheinen.

Dieses Darstellungsprinzip der Historie gerät, als seine Bedingungen sich ändern, in eine Krise. Die galoppierende Verschriftlichung vieler politischer Vorgänge seit dem Spätmittelalter, die Institutionalisierung von Kanzleien, Archiven und Bibliotheken und schließlich die Erfindung des Drucks dokumentieren einen ständig wachsenden Teil des historischen Geschehens zuverlässiger als bloße Zeugenaussagen. Sie erzeugen eine Fülle von Verträgen und Urkunden, Akten und Berichten, Denkschriften und Instruktionen, von Überresten im Droysenschen Sinn also, die als Bestandteile des Geschehenen unmittelbarer davon künden als die Zeugenaussagen. Mit der Zeit werden diese zu Quellen zweiten Rangs zurückgestuft.

Schon im Humanismus entsteht eine gelehrte Geschichtserkundung, die der Sammlung und Interpretation von Überresten gewidmet ist. Zunächst von Privatpersonen und an den Höfen betrieben, erzwingt die Bindung dieser Geschichtskunde an Archive und Bibliotheken eine rasche Institutionalisierung, die sich zunächst in Klöstern und Schulen, dann zunehmend an den Akademien und Universitäten vollzieht. Hier erwachsen den nach wie vor nicht institutionalisierten Geschichtsschreibern strenge Aufseher und Kritiker – ein Vorgang, der durch die Konfessionalisierung der Historie enorm

befördert wird. Die gelehrte Geschichtserkundung wird zum Korrektiv einer parteilichen oder vorwiegend publikumsorientierten galanten Historie, deren Verfasser im 17. Jahrhundert zunehmend für den Markt und das heißt ohne eigene Nähe zum Geschehenen, ohne die anachronistisch gewordene Zeugenbefragung, aber auch ohne eigene Geschichtserkundung arbeiten.²⁷ Indem der Historie mit der Zeugenbefragung das methodische Prinzip wegbriecht, das ihrer Darstellungsform zugrundeliegt, verkommt diese Form zur rhetorischen Konvention.

Die Reaktion darauf bleibt nicht aus. Bereits in ihren Anfängen provoziert diese Veräußerlichung eine tiefgreifende Skepsis oder, wie die Gebildeten antikisierend sagen, einen Pyrrhonismus gegenüber der Historie. Durch seine grundsätzliche Infragestellung der historiographischen Erkenntnis bringt er die Krise der Historie an den Tag. Er bewirkt Entwicklungen, die die moderne Geschichtswissenschaft bis heute bestimmen. Nicht zuletzt treibt er die im Humanismus noch verbundene Geschichtsschreibung und die Geschichtserkundung weit auseinander.

Seine Wurzeln besitzt dieser Pyrrhonismus in den mannigfachen Ansätzen der Frühen Neuzeit, tradiertes Wissen und seine Voraussetzungen auf den Prüfstand zu stellen. Schon den Humanisten gelten die Zeugnisse und Kenntnisse von der Antike als bruchstückhaft und entstellt. Gegen die mittelalterliche Überlieferung antiker Autoren entwickeln sie die historisch-kritische Methode der Textedition, um die ihnen heiligen Texte in unverfälschter Reinheit wiederherzustellen. In ähnlicher Weise wenden die Naturforscher sich seit Leonardo, Kepler, Bacon und Galilei vom scholastisch tradierten aristotelischen System der Natur zu einer unmittelbaren Lektüre im, wie sie es nennen, Buch der Natur. Nicht mehr die Autoritäten, sondern Beobachtung, Experiment und reines Nachdenken liefern ihnen die methodisch abgesicherten, jederzeit von jedem Menschen überprüfbaren Daten, die zu allgemeinen, mathematisch formulierbaren Gesetzen zusammenfaßt werden.

Immer bleiben diese empirisch induktiven Verfahrensweisen in der Frühen Neuzeit Mittel, um ein wiederhergestelltes oder gefundenes, in jedem Fall aber sicheres und dann normatives Wissen zu gewinnen. Prägnant ist dieses Verhältnis im Rationalismus des 17. Jahrhunderts auf den Begriff gebracht. Descartes, der nicht nur als Mathematiker, sondern auch als Naturforscher arbeitet, behauptet den Vorrang des klar und distinkt unmittelbar einleuchtenden Wissens mit seinen *more geometrico* gewonnenen deduktiven

27 Eduard Fueter: *Geschichte der neueren Historiographie* (= Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte. I). München, Berlin 1936. Reprint Zürich, Schwäbisch Hall 1985, S. 331 ff. Fueter charakterisiert die galante Historie der Zeit nach 1650 als „Bastardkind“ der humanistischen Geschichtsschreibung. Rhetorisch und ästhetisierend wie diese habe sie den humanistischen Formen jeden Gehalt genommen und die Geschichte in eine „Sammlung unterhaltsamer und spannender Novellen“ verwandelt (332).

Ableitungen, weil dieses Wissen die Feuerprobe des methodischen Zweifels bestehen kann. Während er mit der Bevorzugung des mathematisch gesetzesförmigen Wissens vom Allgemeinen die seit Aristoteles geltende Hierarchie erneuert, etabliert er ein vom Zweifel getriebenes, alles (außer den unmittelbar einleuchtenden Grundannahmen) überprüfendes, vom selbständigen Erkundungssubjekt ausgehendes Verfahren, um jenes sichere Wissen zu gewinnen. An dieser rationalistischen Meßlatte gemessen kommt die Geschichtsschreibung nicht gut davon.

Seit Aristoteles ist sie gerade dadurch definiert, daß sie Wissen vom Besonderen bietet, spezielles, also relativ wertloses Wissen. Und nun erweist dieses Wissen sich vor den rationalistischen Prüfungsverfahren auch noch als ungewiß. In seiner eindringlichen Darstellung des Pyrrhonismus beschreibt Paul Hazard den Ursprung und die allmähliche Ausweitung der Skepsis gegenüber der Historie.²⁸

Zunächst trifft der Zweifel die humanistisch-rhetorische Zeitgeschichtsschreibung. Die von alters her beschworene Pflicht des Historikers zur Unparteilichkeit ist in den konfessionellen und politischen Kämpfen der Zeit zum rhetorischen Feigenblatt verkommen. Aber nicht nur weil mit Geschichte gekämpft wird, erscheint sie unzuverlässig. Seitdem eine überkonfessionelle und überstaatliche Öffentlichkeit in Europa die Darstellungen der Zeithistoriker untereinander vergleicht, zeigt sich, daß dieselben Ereignisse in verschiedenen historischen Erzählungen, selbst wenn sie nicht tendenziös sind, verschiedene Gestalt annehmen. In dem Maße wie die alten kirchlich-konfessionellen und politisch-einzelstaatlichen Beglaubigungsinstanzen für die Historie an Bedeutung verlieren, fächern die Geschehensberichte sich in immer subjektiver erscheinende Darstellungen auf. Wie kann Geschichtsschreibung dann noch beanspruchen, „einem klaren, glänzenden und ein Bild scharf zurückwerfenden Spiegel [zu] gleichen“?²⁹ Zudem ist sie in Sprache und Form vom zeitgenössischen galanten Roman kaum zu unterscheiden. Spannend und vergnüglich erscheint sie aber sicher nicht ernstzunehmen.

Einmal von der modernen Historie geweckt, richtet der Zweifel sich auch auf die Geschichtswerke der Alten. Seit dem Humanismus gelten sie als die kritisch gereinigten Quellen des Wissens über die Antike und als Vorbild für die Historiographie der Gegenwart. Kritisch betrachtet aber erweist auch der klassische Livius sich als unzuverlässig. Was er von den römischen Heroen berichtet, hält der skeptischen Prüfung nicht stand. Wenn die antiken Geschichtswerke durchsetzt sind von *fables convenues*, welchen Wert haben sie dann noch? Wie soll man das Wahre darin vom Falschen unterscheiden?

28 Paul Hazard: *La Crise de la conscience européenne 1680–1715*. Paris: Fayard 1968, S. 26–47. Deutsch u.d.T.: *Die Krise des europäischen Geistes*. Aus dem Französischen übersetzt v. Harriet Wegener. Hamburg 1939, S. 56–80.

29 Lukian: *Wie man Geschichte schreiben soll*, S. 155. Lukians Vergleich war seit der Wiederentdeckung und Edition der Schrift im 16. Jahrhundert topisch.

Schließlich macht der Zweifel auch vor der christlich-theologischen Heilsgeschichte nicht halt. Was die jesuitischen Missionare von den altchinesischen Herrschertafeln berichten, widerspricht eklatant der biblischen Chronologie. Auch die unmittelbar aus Gottes Hand stammenden Gesetzestafeln erscheinen nicht mehr einzigartig, sobald man sie mit den Geboten anderer vorderasiatischer Religionen vergleicht. In solchen Feststellungen treten Glauben und gelehrte Erkenntnis auseinander. Wenn grundlegende biblische Aussagen nicht zutreffen, welchen Wert hat die Bibel dann als Geschichtsdarstellung überhaupt? Und wenn die Heilsgeschichte historisch nicht zuverlässig ist, wie soll die profane Geschichte dann in ihr aufgehen?

All diese Zweifel bezeichnet das Schlagwort vom Pyrrhonismus in der Geschichte. Systematisch betrachtet sind damit also verschiedene Dinge gemeint: Zunächst der Zweifel, ob ein traditionell für historisch gehaltenes Ereignis tatsächlich stattgefunden hat, wie es erzählt wird, ob eine für historisch gehaltene Person tatsächlich existierte, ob die Geschichten in den Geschichtsdarstellungen in faktischem Sinne wahr sind. An die faktographische Unsicherheit knüpfen sich Skrupel bei der Faktendeutung. Gerade die gesicherten Ereignisse bleiben fragmentarisch. Wie läßt sich der unsichtbare Zusammenhang zwischen ihnen auffinden? Kann das Geschehene methodisch sicher auf Ursachen zurückgeführt werden? Dazu gesellt sich drittens der Zweifel am Verhältnis von Geschehen und Darstellung. Daß die Historie das Geschehene spiegeln und nachahmen soll, setzen auch die Pyrrhonisten voraus. Nicht an der Forderung selbst hegen sie Zweifel, aber doch an der Möglichkeit ihrer Einlösung. Sie beschäftigt die Frage, wie der Historiker, der immer ein subjektiver Spiegel der Ereignisse bleibt, eine verbindliche Darstellung des Geschehenen geben soll. Viertens meint Pyrrhonismus einen Zweifel an der Gesamtdeutung der Menschheitsgeschichte, wie die christlich-theologische Heilsgeschichte sie gibt. Wenn die biblischen Erzählungen mit ihren Aussagen über das Alter der Welt nicht länger als Protokolle gelten können, scheint auch die profane Geschichte immer schwerer in diesem heilsgeschichtlichen Rahmen aufhebbar. Fünftens schließlich erwächst aus alledem ein Zweifel am lebenspraktischen Wert von Geschichtserkenntnis überhaupt.

Offenbar erschüttert die rationalistische Revision des aristotelischen Wissenschaftssystems das überkommene Paradigma der *historia perpetua*. Gewiß hat deren übergreifender Deutungsrahmen, der jeder Einzelgeschichte ihren Platz im Ganzen zuweist, mit den sozialen Instanzen, die ihn hervorbringen und aufrechterhalten, seit der griechischen Staatengeschichte vielfach gewechselt. Auch ändert sich mit den Übergängen zur römischen Reichsgeschichte, dann zur christlich-theologischen Heilsgeschichte, schließlich zur humanistischen Staatenhistorie der Inhalt des jeweils anerkannten und tradierten Kanons. Das Paradigma der *historia perpetua* als solches aber bleibt von diesen Revolutionen unberührt. Auch nach Auflösungserscheinungen im

Hellenismus und in der spätantiken Historiographie stellen erst die Römer, dann die Christen es in seiner Struktur wieder her.

Jetzt steht es selbst auf dem Prüfstand. Die *historia perpetua* scheint abbrechen zu müssen, weil Geschichtsdarstellungen der eigenen Zeit fehlen, die den kritischen Ansprüchen des Rationalismus standhalten. Nirgendwo entstehen um 1650 Werke, die als gemeinverbindliche und überzeitlich gültige Protokolle des Jüngstvergangenen anerkannt worden wären. Wo man solche Protokolle bisher zu besitzen meinte, in den Werken des Kanons, erweisen sie sich als fehlerhaft. Die Krise der Historie im Zeichen des Pyrrhonismus ist nicht nur eine Krise des christlich-theologischen Deutungsrahmens, sondern viel grundsätzlicher eine Krise, in der der Protokollstatus der Geschichtsschreibung insgesamt in Frage steht.

Die nächstliegende Antwort auf diese Krise besteht in der völligen Verwerfung der Historie. Descartes beispielsweise hält die Beschäftigung mit der Vergangenheit vom wissenschaftlichen Standpunkt aus für nutzlos, vom lebenspraktischen gar für schädlich. Wissenschaftlich gehört die Geschichte seit Aristoteles zu den Gegenständen, über die bloß wahrscheinliche Erkenntnis möglich ist. Solch wahrscheinliche Erkenntnis weist Descartes als subjektiv und vorurteilsbeladen zurück: „[...] je réputais presque pour faux tout ce qui n'était que vraisemblable.“³⁰

Womöglich noch schärfer fällt sein lebenspraktisches Argument aus. Obwohl er die historisch gewachsene Lebenspraxis ausdrücklich als einen Bereich eigenen Rechts anerkennt, in dem Entscheidungsdruck herrsche und deshalb im Gegensatz zur theoretischen Wissenschaft auch das Wahrscheinliche einen relativen, nämlich pragmatischen Wert besitze, schließt er die Historie von dieser Teilrechtfertigung des Wahrscheinlichen aus. Statt zur Orientierung in der Gegenwart beizutragen, drohe sie jeden, der sich mit ihr beschäftige, der Gegenwart zu entfremden. Selbst die zuverlässigsten Geschichten verfälschten, was sie berichteten, weil sie nur Außergewöhnliches behandelten, so daß

[...] ceux qui règlent leurs moeurs par les exemples qu'ils en tirent, sont sujets à tomber dans les extravagances des paladins de nos romans, et à concevoir des desseins qui passent leurs forces.³¹

Annähernd die gleichen Argumente gebraucht am Ende der Aufklärungsepoche Rousseau, wenn er der bekannten Historie jeden Bildungswert abspricht.

30 René Descartes: *Discours de la méthode. Von der Methode des richtigen Vernunftgebrauchs und der wissenschaftlichen Forschung (1637)*. Zweisprachige Ausgabe. Übersetzt und hrsg. v. Lüder Gäbe. Hamburg 1960, S. 14. Vgl. auch die zweite Regel in ders.: *Regulae ad directionem ingenii. Regeln zur Ausrichtung der Erkenntniskraft*. Zweisprachige Ausgabe. Kritisch revidiert, übersetzt und hrsg. v. Heinrich Springmeyer, Lüder Gäbe und Hans Günter Zekl. Hamburg 1973, S. 6–13.

31 Descartes: *De la méthode*, S. 10/12.

Nicht in der Theorie: Wie seit dem Humanismus üblich, schreibt er ihr die Möglichkeit zu, seinem Idealzögling Emile durch konkrete, anschauliche und wahre Fallbeispiele gesellschaftliche Erfahrung zu vermitteln, in die dieser vorteilhafterweise nicht selbst verwickelt wäre. Doch die wirkliche Geschichtsschreibung versage vor diesem Anspruch. Zum einen berichte sie nur von außergewöhnlichen und unwälzenden Tatsachen, die meist den Verfallszeiten der Völker entstammten und deshalb für die Erziehung zur bürgerlichen zweiten Natur nicht taugten: „toutes nos histoires commencent où elles devoient finir.“³² Zum anderen seien die dargestellten Tatsachen nicht das exakte Gemälde des Geschehenen, sondern durch Unkenntnis und Parteilichkeit entstellt, vermengt mit Interessen, Vorurteilen und subjektiven Deutungen der Historiker, herausgerissen aus dem unsichtbaren Zusammenhang der inneren Ursachen. Wie in einem Brennglas faßt Rousseau sämtliche Einwände des Pyrrhonismus zusammen. Nach seiner vernichtenden Aburteilung der Historie wählt er von all ihren Werken nur Plutarchs Lebensbeschreibungen für Emiles Lektüre aus.

Es verdeutlicht das Ausmaß der durch den Pyrrhonismus bezeichneten Krise, wenn zwei so einflußreiche Köpfe darauf mit der völligen Verwerfung der Geschichtsschreibung reagieren. Allerdings nehmen sie damit einen extremen Standpunkt ein. Schon der Cartesianer Malebranche wendet gegen seinen Lehrer ein, daß durchaus Unrecht habe, wer von den Wahrscheinlichkeitswissenschaften die gleichen unwiderleglichen Demonstrationen verlange wie von den Notwendigkeitswissenschaften. Gegenstände, die dem schwankenden Willen der Menschen und einer veränderlichen Erkenntnis unterliegen, seien ihrer Natur nach unsicher. Da über sie keine notwendige Wahrheit zu erlangen sei, solle man sich in den historischen und das heißt für Malebranche in den lebenspraktisch pragmatischen Disziplinen mit der größtmöglichen Wahrscheinlichkeit begnügen, „non pour toujours, mais pour un temps; non parce qu'elle satisfait l'esprit, mais parce que le besoin presse“. So erhalte man zwar nur kontingente Wahrheiten, aber doch Wahrheiten, an deren Verbesserung man arbeiten könne:

[...] il faut tâcher de faire de tels progrès dans ces sciences, qu'on puisse dans les occasions agir avec plus de certitude; car ce devrait être là la fin ordinaire de l'étude et de l'emploi de tous les hommes qui font usage de leur esprit.

La troisième chose enfin, c'est qu'il ne faut pas mépriser absolument les vraisemblances, parce qu'il arrive ordinairement que plusieurs, jointes ensemble, ont autant de force pour convaincre que des démonstrations très évidentes.³³

32 Jean Jacques Rousseau: *Emile. Education – Morale – Botanique* (= Oeuvres complètes. IV). Edition publiée sous la direction de Bernard Gagnebin et Marcel Raymond (= Bibliothèque de la Pléiade. 208). Paris: Gallimard 1969, S. 527.

33 Nicole Malebranche: *De la Recherche de la vérité où l'on traite de la nature de l'esprit*

Statt die Wahrscheinlichkeitswissenschaften am Maßstab der Notwendigkeitswissenschaften zu messen und zu verwerfen, räumt Malebranche ihnen einen notwendigen Platz im System des menschlichen Wissens ein. Auch er faßt dieses System dualistisch und weist den Wahrscheinlichkeitswissenschaften darin die unteren Ränge zu. Aber, das ist entscheidend, er dynamisiert diesen Dualismus. Daß die kontingenten Wahrheiten veränderlich sind, fordert ihn dazu heraus, sie in einem Prozeß methodischer Kombination und praktischer Bewährung zu derselben Überzeugungskraft zu vervollkommen, wie die Demonstrationen der notwendigen Wahrheiten sie besitzen. Damit weist er den Weg für den Aufstieg der Erfahrungswissenschaften, der am Ende der Aufklärung den aristotelischen Wissenschaftsdualismus sprengen wird.

Mit den Naturforschern folgen diesem Wink auch die Geschichtsschreiber. Während quantitativ in der Barockzeit und weit in die Aufklärungsepoche hinein zumindest in Frankreich die galante Historie vorherrscht und immer aufs neue die Verachtung der Pyrrhonisten bestätigt, gewinnt gleichzeitig überall in Europa eine kritische Strömung innerhalb der Geschichtsforschung an Bedeutung. Die Historiker, die ihr angehören, sind durch die Schule des Rationalismus gegangen. Eigentlich sind sie selbst Pyrrhonisten. Heimlich nagt in ihnen der Zweifel an der Stichhaltigkeit und dem Nutzen ihres Tuns. Es ist dieser innere Stachel, der sie veranlaßt, immer mehr zweifelhaftes Wahrscheinlichkeitswissen in methodisch gesicherte Wahrheit umzuarbeiten. Das ist ihre Antwort auf die Krise der Historie. Sie besteht in der Abkehr von der Geschichtsschreibung zugunsten der gelehrten Geschichtserkundung.

Zwei Wege sind es vor allem, auf denen die Historie von einer Kunst zu einer Wissenschaft weiterentwickelt werden soll. Der erste führt durch die Revision des gesamten faktographischen Wissens über die Vergangenheit. Die Historiker, die ihn auf sich nehmen, schließen an die gelehrte Geschichtserkundung des Humanismus an. Ihr entnehmen sie die kritischen Verfahren, die sie nicht mehr nur auf die Texte der Alten, sondern auf die gesamte historiographische Tradition anwenden, nicht mehr, um durch Überlieferungskritik autoritative Texte wiederherzustellen, sondern um diese Texte selbst in ihren einzelnen Aussagen zu überprüfen. Zug um Zug durchmustert ein Pierre Bayle die eigenen Zeitgeschichten, die Geschichten der Alten, alle bekannten Partikulargeschichten und auch die Bibel, um das faktographisch Wahre aus dem Wust der fabelhaften, mythischen, nur auf Tradition und Autoritäten gestützten Überlieferung herauszuschälen. Nicht mehr nur in Zweifelsfällen, sondern grundsätzlich für jede Tatsachenaussage gebrauchen die Geschichtsforscher das kritische Werkzeug der Humanisten, das sie in neuen Bereichen

de l'homme, et de l'usage qu'il en doit faire pour éviter l'erreur des Sciences. Introduction et texte établi par Geneviève Lewis. Paris: Librairie philosophique J. Vrin 1945, T. 1, S. 17.

weiterentwickeln und schärfen. Systematisch erschließen Leibniz und Muratori neue Quellen, edieren Akten und Dokumente, sammeln Überreste. Sie pflegen die Hilfswissenschaften, die Chronologie, die Diplomatik, die Numismatik. Sie sammeln die Bausteine einer künftigen Geschichtsschreibung.³⁴

Was man auf diesem Weg der polyhistorischen Gelehrsamkeit erhält, sind Berge von gesicherten „wahren“ Tatsachen, die aus ihrem Zusammenhang in den Partikulargeschichten gelöst und systematisch geordnet werden. Da die historiographische Tradition nicht länger als zuverlässiges Protokoll des Geschehenen gilt, schlachten die Gelehrten sie aus und häufen die haltbaren Informationen daraus in ihren immer weiter aufquellenden Handbüchern. Summe und Inbegriff dieser Arbeit ist die *Englische Weltgeschichte*. Der Ehrgeiz ihrer Verfasser wünscht sie „in every respect complete“.³⁵ Alles bekannte faktographische Material über alle Epochen, alle Völker, alle Staaten mit all ihren Verfassungen, Rechtssystemen, Sitten, Glaubensvorstellungen, Bildungseinrichtungen und zivilisatorischen Errungenschaften wollen sie darin zusammenstellen. Die Sammlung des faktographisch Wahren ist ihnen Selbstzweck, ein unabschließbarer offener Prozeß. Um auch alle zukünftig erschlossenen Tatsachen aufnehmen zu können, entwickeln sie einen weitgehend formalisierten, additiven, offenen Begriff von Universalgeschichte. Äußerlich wahrt dieser das Dekor der christlich-theologischen Weltgeschichte; in Wirklichkeit weiten die Verfasser die Zahl ihrer Völker, Schauplätze und Gegenstände

- 34 Zur antiquarischen Geschichtserkundung der Frühen Neuzeit s. Arnaldo Momigliano: *Ancient History and the Antiquarian*. In: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 13 (1950), S. 285–315. Deutsch u.d.T.: *Alte Geschichte und antiquarische Forschung*. In ders.: *Wege in die alte Welt*. Mit einer Einführung v. Karl Christ. Übersetzt v. Horst Günther. Frankfurt 1995, S. 111–160; die Aufsätze von Henning Wrede, Wolfgang Weber, Wolfgang Ernst und Ursula Goldenbaum in: *Geschichtsdiskurs Bd. 2*, sowie Francis Haskell: *Die Geschichte und ihre Bilder. Die Kunst und die Deutung der Vergangenheit*. Aus dem Englischen übersetzt v. Michael Bischoff. München 1995.
- 35 *An Universal History, From the Earliest Account of Time to the Present. Compiled from Original Authors; and Illustrated with Maps, Cuts, Notes, Chronological and Other Tables*, 23 Bde. in Folio. London 1736–65. Hier zitiert nach der zweiten erweiterten und vollständig überarbeiteten Ausgabe: *An Universal History, From the Earliest Account of Time. Compiled from Original Authors; and Illustrated with Maps, Cuts, Notes, etc. with a General Index to the Whole*, 64 Bde. in Oktav. London 1747–66, Bd. 1, S. v. Die deutsche Übersetzung der Erstausgabe stellt eigentlich eine Neubearbeitung und ab Bd. 31 auch selbständige Ergänzung dar: *Übersetzung der Allgemeinen Welthistorie, die in Engeland durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgefertigt worden. Nebst den Anmerkungen der holländischen Übersetzung, auch vielen neuen Kupfern und Karten. Genau durchgesehen und mit häufigen Anmerkungen vermeret*, Bde. 1–17, hrsg. v. Siegmund Jacob Baumgarten. Halle 1744–58, Bde. 18–30, hrsg. v. Johann Salomo Semler. Halle 1760–66. Die Arbeit an diesem monumentalen Handbuch konstituiert geradezu die deutsche Aufklärungshistorie: All ihre Koryphäen, von Gatterer über Schlözer bis Heyne, sind daran beteiligt.

so weit aus und behandeln sie so gleichrangig, daß die Heilsgeschichte im Meer der Profangeschichten untergeht.

Stärker als den christlich-theologischen Deutungsrahmen bewahren sie den Bezug zur Geschichtsschreibung der Tradition. Auf jeder Seite ihrer Weltgeschichte weisen sie unter ihrer anspruchslosen Darstellung des kritisch gesicherten Wissens ausführlich die verwendeten Werke der Kanons nach, um schließlich in einem dritten Textblock die Sekundärliteratur dazu zu referieren. Als Nachschlagewerk besitzt die englische Weltgeschichte den Status historischer Gebrauchsliteratur. Keineswegs soll sie den Kanon der *historia perpetua* ersetzen. Vielmehr dient sie als Kommentar zur Berichtigung und Ergänzung des Kanons, den sie voraussetzt und auf den sie überall bezogen bleibt.

So gelangen die Gelehrten auf dem Weg der gelehrten Kritik zu einem neuen, säkularisierten und faktographisch abgesicherten Begriff von Weltgeschichte. Zugleich geraten sie darauf jedoch, um Schlözers prägnantes Wort zu gebrauchen, in die Schwierigkeit, das entstandene „Aggregat“ sinnloser Tatsachen in ein „System“ umzuschaffen.³⁶ Wo sie diese Aufgabe grundsätzlicher anpacken als durch bloßes Systematisieren in didaktischer Absicht, befinden sie sich auf dem zweiten Weg fort von der alten Geschichtsschreibung.

Er führt durch die Reflexion auf den Zusammenhang und den Wert der erarbeiteten Fakten, auf ihre Nützlichkeit, wie die Aufklärer sagen. Die Geschichtsdenker, die diesen Weg wählen, setzen die gesicherten Tatsachen voraus. Doch die Wahrheit, die die gelehrte Geschichtserkundung bieten kann, reicht ihnen nicht zu. Sie fragen nach dem, was den Quellen auch mit den raffiniertesten Verfahren der Kritik nicht zu entnehmen ist, nach der unsichtbaren Verkettung der Ereignisse und nach ihrer Gegenwartsbedeutung. Beides gehört offenbar zusammen. Wenn Montesquieu in immer neuen Ansätzen die letzten Gründe für Aufstieg und Verfall der römischen Herrschaft zu ermitteln trachtet, klärt er an diesem Beispiel zugleich die grundsätzliche Frage, welcher Handlungsspielraum den Menschen angesichts der unpersönlichen Wirkungsfaktoren in der Geschichte bleibt, eine Frage, der für die Reformdiskussion seiner Zeit praktisch politische Bedeutung zukommt.

Auch Voltaire, der solchem wahrheits- und wirkungsorientierten Fragen den Namen Geschichtsphilosophie gibt, führt in seiner 1765 erschienenen Schrift dieses Titels einen politischen Kampf. Er gilt dem katholischen Dogma, das der französischen Krone zur ideologischen Vereinheitlichung der Gesellschaft dient. Um dieses Dogma zu erschüttern, zerpfückt Voltaire die

36 August Ludwig Schlözer: *Vorstellung seiner Universal-Historie* (1772/73). Mit Beilagen. Hrsg., eingeleitet und kommentiert v. Horst Walter Blanke (= Beiträge zur Geschichtskultur. 4). Hagen 1990, S. 18 f.

noch immer geltende heilsgeschichtliche Ereignisverkettung des Alten Testaments. Während in ihr Ägypter, Babylonier und Perser nur als Zuchtruten Gottes für sein auserwähltes Volk erscheinen, die Geschichte jener Völker ihren Sinn also einzig aus der Beziehung zu den Israeliten bezieht, gelangt Voltaire zu einer neuen Deutung, indem er durch religionsgeschichtliche Vergleiche nachzuweisen sucht, daß alle alten Völker im Ursprung diejenigen deistischen Glaubensvorstellungen teilten, die er gegen die Materialisten verteidigt. Seine neue Ereignisverkettung nach dem angenommenen Gesetz der allgemeinen Religionsentwicklung verleiht der alten Geschichte neuen Sinn, der zugleich eine Waffe in Voltaires Zweifrontenkrieg gegen die Kirche und gegen die Materialisten darstellt.

Was man auf dem Weg der Geschichtsphilosophie erhält, sind also „*vérités utiles*“, um Voltaires Formel aufzugreifen.³⁷ Unter den Händen ihrer Überbringer nehmen sie, wie die Titel der einschlägigen „*Discours*“, „*Considérations*“, „*Traité*“, „*Essai*“ oder „*Idées*“ verraten, die Form rasonierender Betrachtung an oder, je heftiger mit der Wahrheit gekämpft wird, auch die des Pamphlets. Daraus ergeben sich die besonderen Probleme, in die dieser Weg führt. Wie leicht entgleiten im Kampfgetümmel unliebsame Tatsachen dem synthetisierenden Blick. Wie unangenehm kann die Detailarbeit in der Beförderung brennender Anliegen hemmen. Wenn die griffigen Deutungen mit dem Ausschluß allzu vieler Tatsachen erkaufte, der Zusammenhang zwischen ihnen allzu spekulativ hergestellt werden muß – um so schlimmer für die Tatsachen.

So kommt es, daß die nützlichen Wahrheiten der Geschichtsphilosophen von den Gelehrten ebenso höhnisch zerpflückt werden wie die Fabeln der Überlieferung; umgekehrt lassen die *philosophes* keine Gelegenheit aus, um die gelehrte Wissensanhäufung als nutzlos zu brandmarken. Doch sollte solche Polemik nicht darüber hinwegtäuschen, daß beide Gruppen wenn auch auf verschiedenen Wegen dasselbe Ziel verfolgen. So heftig sie um die Verwandlung von Geschichtsschreibung in Wissenschaft konkurrieren, heimlich bedürfen sie einander dabei. Stärker als in dem an Frankreich gewonnenen Bild der Aufklärungshistoriker tritt dies im deutschen Sprachraum zutage.³⁸

Im Gegensatz zu Frankreich vermag sich hier bis zu Lessing, Herder und den idealistischen Philosophen die Geschichtsphilosophie nicht zu verselbständigen. Bilden in Frankreich die antiquarische Kritik und die Geschichtsphilosophie unterschiedliche Wege zur Verwandlung der Geschichtsschrei-

37 Voltaire: *La Philosophie de l'histoire*. Edited by J.H. Brumfitt (= *Les Oeuvres complètes de Voltaire/The Complete Works of Voltaire*. 59). Toronto and Buffalo 1969, S. 89.

38 Zur Pyrrhonismus-Diskussion hier vgl. Markus Vökl: ‚*Pyrrhonismus historicus*‘ und ‚*fides historica*‘. *Die Entwicklung der deutschen historischen Methodologie unter dem Gesichtspunkt der historischen Skepsis* (= Europäische Hochschulschriften. Reihe III. 313). Frankfurt, Bern, New York 1987.

bung in Wissenschaft, so zwingen die engeren deutschen Verhältnisse beides an den Universitäten zusammen. Auch die Gelehrten verstehen sich hier als Philosophen. Da sie aber keine *philosophes* sind noch sein können, bilden sie keine politische *philosophie de l'histoire* aus, sondern eine akademische Wissenschaftslehre von der Geschichte. Die theoretische Begründung der Geschichtserkundung und ihrer Ergebnisse verbinden sie mit der Reflexion auf Auswahl, Verknüpfung und Darstellung dieser Ergebnisse und auf ihren Bildungswert. Diese Wissenschaftslehre von der Geschichte begreifen sie als Philosophie. Für Gatterer etwa muß der Historiker schlechterdings Philosoph „seyn, wenn er pragmatisch werden“, nämlich von der bloßen Tatsachen-Häufung zur kausalen Zusammenfügung gelangen will.³⁹ In demselben Sinn fordert Schlözer, die Historie müsse aufhören, „ein ödes Gedächtniswerk zu seyn, das Namen an Namen und Zalen reihet“, vielmehr solle sie „Philosophie“ werden, „die immer Wirkungen an Ursachen kettet“.⁴⁰ Köster erläutert 1790, daß die Philosophie der Geschichte

keine eigentliche und besondere Wissenschaft sei, wie man bei dem ersten Anblick dieses Ausdrucks leicht glauben möchte. Denn es ist, wofern ein ganzer Teil der Historie oder eine ganze historische Wissenschaft so abgehandelt wird, weiter nichts als Historie an sich selbst.

Deshalb könne man auch „die Logik der Geschichte oder die Theorie der Historie“ so nennen.⁴¹

Immer selbstbewußter erheben die deutschen Aufklärungshistoriker den Anspruch, ihrer Geschichtserkundung denselben Rang wie der Philosophie und den Notwendigkeitswissenschaften zuzugestehen.⁴² Doch erfolgt dieser Aufstieg der Geschichtswissenschaft *innerhalb* des überkommenen, vom Rationalismus erneuerten dualistischen Wissens- und Wissenschaftsverständnisses. Da die Aufklärungshistoriker sich weiterhin darauf beziehen, muß der herrschende Dualismus sich in ihrer Arbeit wiederholen. Bis zum Ende der Epoche vermögen sie sich daraus nicht zu befreien. Gerade das ungelöste Problem der historiographischen Darstellung zeigt die Grenze ihres Aufstiegs an.

Deutlich wird sie etwa in der gründlichsten Darstellungstheorie, die ein deutscher Aufklärungshistoriker in Auseinandersetzung mit dem Pyrrhonismus hervorgebracht hat, in Johann Martin Chladenius' *Allgemeine[r] Ge-*

39 Johann Christoph Gatterer: Vom historischen Plan, S. 659, vgl. S. 655.

40 August Ludwig Schlözer: *WeltGeschichte nach ihren HauptTheilen im Auszug und Zusammenhang*. Göttingen 1785, Bd. 1, S. 8.

41 Heinrich Martin Gottfried Köster: [Artikel] Historie. In: *Deutsche Encyclopädie oder allgemeines Real-Wörterbuch aller Künste und Wissenschaften*. Von einer Gesellschaft Gelehrten, Bd. 15. Frankfurt 1790, S. 666.

42 Zum allmählichen Aufstieg der Aufklärungshistorie innerhalb des dualistischen Wissenschaftssystems vgl. Muhlack: *Geschichtswissenschaft*, S. 70 ff.

schichtwissenschaft von 1752. Chladenius begreift seine Geschichtswissenschaft als Buch „von einer neuen Art“.⁴³ Und zwar bestehe die Neuerung darin,

die Gedenkart der menschlichen Seele bey den historischen Wahrheiten eben so in Regeln verfasst zu sehen, als uns nunmehr fast alle Triebfedern des menschlichen Verstandes bey Erfindung allgemeiner Wahrheiten, besonders durch die Bemühungen des unsterblich verdienten Freyherrn von Wolfs, erklärt vor Augen liegen. (XIII* f.)

Chladenius übernimmt die alte Gegenüberstellung von Notwendigkeits- und Wahrscheinlichkeitswissenschaften, von allgemeiner und historischer Vernunftlehre. Historisch heißt bei ihm noch wie im Sprachgebrauch der Frühen Neuzeit jede besondere, nicht durch begriffliche Deduktion und reine Vernunftschlüsse, sondern durch Empirie gewonnene Erkenntnis. Seine *Allgemeine Geschichtswissenschaft* ist eine Wissenschaftslehre aller empirischen Disziplinen, keineswegs nur der Geschichte im heutigen Sinn, obwohl diese unvermerkt in den Mittelpunkt der Betrachtung rückt.

Chladenius zeigt nun jedoch, daß die Erkenntnis des Besonderen keineswegs willkürlich erfolgt. Vielmehr unterliege sie wie die des Allgemeinen bestimmten Regeln. Indem er diese Regeln systematisiert und erklärt, holt er die Geschichtserkenntnis als „ein Stück der Vernunftlehre“ in diese ein (25). Statt sie wie bisher der allgemeinen Erkenntnis unterzuordnen, stellt er sie ihr zur Seite. Im neunten Kapitel des Werks handelt er „von der Gewißheit der Geschichte; oder der historischen Erkenntniß“ (280 ff.). Darin bezieht er den Begriff der Gewißheit von seiner Verwendung in der Logik auf den alltags-sprachlichen Gebrauch zurück. Da dort vor allem das für gewiß gelte, „was jeder vor sich selbst empfunden, d.i. gesehen, geschmeckt, gefühlt etc. hat“ (281) und da zweitens ein Gutteil historischer Erkenntnis methodisch auf solch handgreifliche Wahrnehmung zurückgeführt werden könne, besitze dieser Teil ebensolche Gewißheit wie die demonstrierten Wahrheiten in den Notwendigkeitswissenschaften.

Für den Rückbezug der historischen Erkenntnis auf Autopsie entwickelt Chladenius eine ausgefeilte Methodenlehre. Er gründet sie auf einer Erkenntnistheorie, in der er von den „Begebenheiten“ ausgeht, die er als „Veränderung[en] in der Welt, in ihrer Wirklichkeit, und vor sich betrachtet“ (2) bestimmt. „Eine Reyhe von Begebenheiten wird eine Geschichte genennet.“ (7). Ihr stellt Chladenius das „Bild der Geschichte, welches ein Zuschauer durch seine Sinne erhalten hat“ (126 f.) gegenüber, das „Urbild der Geschich-

43 Johann Martin Chladenius: *Allgemeine Geschichtswissenschaft*. Mit einer Einleitung v. Christoph Friederich und einem Vorwort v. Reinhart Koselleck. Neudruck der Ausgabe Leipzig 1752 (= Klassische Studien zur sozialwissenschaftlichen Theorie, Weltanschauungslehre und Wissenschaftsforschung, 3). Wien, Köln, Graz 1985, hier: Vorrede, S. XII*, vgl. auch S. XI*, XIX*.

te“ (127), aus dem der Betrachter dann ein „verjüngtes Bild“⁴⁴ in Form einer „Erzählung“ erzeuge (116). Geschehen, Anschauung und Erzählung verhalten sich wie Abbilder, für die auch die Spiegel-Metapher wiederaufgegriffen wird.

Spiegel „von verschiedener Gattung und Stellung“ (116) allerdings. Chladenius' Leistung besteht darin, daß er die mannigfachen „Veränderungen“ analysiert, die das Geschehen bei seiner Verwandlung in ein vorsprachlich gedachtes Anschauungsurteil und dann in eine Erzählung durchläuft. Indem er sie auf „principia Logicae naturalis“ zurückführt (125), erweist er ihre Regelmäßigkeit. Dies geschieht durch seine Lehre vom „Sehepunkt“ und durch die „von der Verwandlung der Geschichte im erzehlen“ (115).

Mit dem Begriff des Sehepunkts erläutert Chladenius die Situation des Betrachters von historischem Geschehen. Wie in der Optik „ein Körper unendlich viele Seiten“ hat (75), weil er von unendlich vielen Sehepunkten aus wahrgenommen werden kann, gibt es unendlich viele verschiedene Anschauungen desselben Geschehens je nach „Stand, Stelle und Gemüthsverfassung“ der Zuschauer (99). Doch lassen alle Anschauungen sich trotz ihrer Verschiedenheit nach wenigen „Hauptarten der Sehepunkte“ ordnen (103) und als Teilansichten desselben Geschehens widerspruchsfrei auf dieses beziehen (113 ff.).

Die durch die Sehepunkte modifizierten Anschauungen verändern sich ein weiteres Mal bei ihrer Verwandlung in Erzählungen. Auch hier führt Chladenius die unendliche Fülle möglicher Änderungen auf wenige Grundprinzipien zurück (116 ff.). So muß der Zuschauer gleichzeitig Geschehenes nacheinander erzählen, viele Umstände weglassen oder in Begriffen zusammenfassen. Er wird eigene Maßstäbe und Empfindungen beimischen und dabei Worte gebrauchen, die man verschieden verstehen kann. Er wird Beobachtungen verallgemeinern. Er wird sich auf Aspekte konzentrieren, die ihn besonders interessieren und seine Erzählung nach der Absicht einrichten, die er mit ihr verfolgt. Er wird Lücken seiner Wahrnehmung durch Mutmaßungen ergänzen. Er wird „Vergleichungen“ anstellen (128), Metaphern gebrauchen und alle rhetorischen Mittel, um „sich bey seiner Erzählung sinnreich auszudrücken“ (129). Wer wie der Geschichtsschreiber das ganze Geschehen erzählen will, muß seine Teilansicht durch weitere Zeugenaussagen ergänzen, einen Anfang finden und einen „Entwurff“ machen,

damit er absiehet, an welchem Orte ein jedes Stück einzuschalten ist, nemlich an demjenigen Orte, wo er es würde erzehlen müssen, wenn er selbst dabey gegenwärtig gewesen wäre. (134)

44 So bezeichnet Chladenius die Verfertigung einer Erzählung in seiner *Einleitung zur richtigen Auslegung vernünftiger Reden und Schriften*. Leipzig 1742. Photomechanischer Nachdruck mit einer Einleitung v. Lutz Geldsetzer (= *Instrumenta Philosophica. Series Hermeneutica*. V). Düsseldorf 1969, S. 213.

Chladenius unterscheidet den Ausnahmefall der „gründlichen“ Erzählungen „zur Belehrung der Entfernten, und der Nachwelt“ (132), die, durch ihren allgemeinen Zweck freigesetzt, Vollständigkeit anstreben und den Regelfall der „politischen“, soll heißen interessegeleiteten und damit verkürzenden Erzählungen (136). Er nennt die Regeln der interessegeleiteten Kürzungen und die verschiedenen Formen, das Geschehene zu „verdunkeln“ (139 ff.), zu „verstümmeln“ (142) oder auszudehnen und dadurch zu „verdrehen“ (149). Seine Einsicht in all diese Regeln führt ihn zu einem neuen Begriff von Unparteilichkeit.

Es ist nemlich bey einer Erzählung nicht zu vermeiden, daß jeder die Geschichte nach seinem Sehpunkte ansehe; und sie also auch nach demselben erzehle [...] Nur das vorsätzliche Verdrehen mit seinen Theilen kann unterlassen werden. (150 f.)

Daß historiographische Erkenntnis an einen Standpunkt gebunden und durch ein Interesse geleitet ist, erscheint Chladenius nicht mehr als Makel, sondern als unhintergehbare Besonderheit, die die „Wahrheit der Geschichte und Erzählungen“ (154) keineswegs zu mindern braucht, ja die im Sonderfall der „gründlichen“ Erzählung sogar aufgehoben ist.

Das heimliche Ziel der Aufklärungshistoriker, hier ist es erreicht. Ohne den traditionellen Dualismus der Erkenntnisformen aufzugeben, weist Chladenius die pyrrhonistische Abwertung der Historie zurück. Was den Pyrrhonisten als subjektivistische Willkür erscheint, wird bei ihm zum regelgeleiteten Verfahren eines produktiven Erkenntnissubjekts. Ein Genie wie später bei Gatterer ist es noch nicht. Reale und ideale Gegenwart werden von Chladenius nicht unterschieden. Daß die Einbildungskraft sich das Geschehene bloß aufgrund von Überresten zu vergegenwärtigen vermag, wird bei ihm nicht erwogen. Sein Triumph über den Pyrrhonismus beruht auf dem Nachweis, daß historische Erkenntnis methodisch sicher auf die handgreifliche Gewißheit der Autopsie zurückgeführt werden kann. Das aber gilt nur für die traditionelle Zeitgeschichtsschreibung. Als Vertreter der theologischen Orthodxie vor allem an den alten biblischen Geschichten interessiert, bringt Chladenius letztlich deren Verfahren auf den Begriff, um die pyrrhonistischen Einwände gegen ihren Wahrheitswert zu entkräften. Die Darstellungsprobleme der geschehensfernen Gelehrten, die Universal- und Zivilisationsgeschichten seiner eigenen Zeit erfaßt seine Theorie nicht.

Auch mit den ausdrücklich auf Weltgeschichte bezogenen Theorien ist es nicht anders bestellt. Als großes Sammelbecken, in dem die vielen Partikulargeschichten der Tradition in den Begriff der einen Universalgeschichte umgeschmolzen werden, steigt die Weltgeschichte in der Aufklärung von einem didaktischen Hilfsmittel, um die Einzelgeschichten synoptisch und chronologisch zusammenzustellen, zur vornehmsten Textsorte der historiographischen Gebrauchsliteratur auf; entsprechend häufen sich die Darstellungstheorien dazu. Als beispielsweise Sigmund Jacob Baumgarten 1744 die deutsche

Übersetzung der *Englischen Weltgeschichte* herauszugeben beginnt, paraphrasiert er Aristoteles:

Durch die Historie versteht man, dem gemeinen und genauen Gebrauch nach, eine gegründete Nachricht von geschehenen Begebenheiten: die demnach zwey Merkmale und wesentliche Stücke haben mus.

Das eine besteht in dem Vorwurf und Inhalt derselben, dahin blos geschehene Begebenheiten gehören [...]

Das zweite Merkmal und Hauptstück der Historie, besteht in der Art des Vortrags solcher Begebenheiten. Sol derselbe eine gegründete Nachricht seyn: so mus er theils hinlängliche Erzählungen der Begebenheiten, theils einen natürlichen Zusammenhang und Ordnung derselben, theils Merkmale und Bestimmungsgründe der Zuverlässigkeit enthalten [...]⁴⁵

Als „natürlich“ bezeichnet Baumgarten diejenige Ordnung, die „den vorgetragenen Sachen jedesmal gemäs“ ist (179). Daß er dabei an ein Entsprechungs- und Widerspiegelungsverhältnis zwischen Geschehenem, Erzählung und Leseindruck denkt, bezeugen seine Ausführungen darüber, was unter einer „hinlänglichen“ Erzählung zu verstehen ist:

Erzählungen von Begebenheiten entstehen aus Empfindungen [des Geschehenen, J.S.] und anschauerender Erkenntnis derselben: können also nicht nur am leichtesten bey andern zur Vorstellung gebracht werden; sondern verursachen auch unausbleiblich eine Erinnerung derselben, die ihrer Erneuerung und Wiederholung sehr nahe kommt. (189)

Da historische Erzählungen das Geschehene einprägen, besitzen sie didaktischen Wert; da sie alle sonst vereinzelt Seelenvermögen anregen, auch allgemeine Bildungsfunktion. „Daher GOtt selbst diese Lehrart in seiner nähern Offenbarung gebraucht hat, deren gröster Theil aus Geschichten bestehet“ (190). Aufklärungsdidaktisch, fromm, aber auch mit bildungstheoretischen Argumenten, die auf Herder und Humboldt vorausweisen, rechtfertigt Baumgarten ein Erzählen, das wie die alte *historia perpetua* das Geschehene widerspiegeln und zur Anschauung bringen soll. Doch leitet er damit ein Werk ein, in dem das Geschehene gerade in kritisch gesicherte Einzeltatsachen aufgelöst und nur insofern erzählt wird, als die verdinglichten Ereignisse wieder chronologisch geordnet werden. Baumgarten überträgt also die traditionelle Erzähltheorie der Einzelgeschichten auf das neue Genre der Weltgeschichte – ohne daß sie die dort geübte Darstellungspraxis trifft.⁴⁶

45 Siegmund Jacob Baumgarten: Über die eigentliche Beschaffenheit und Nutzbarkeit der Historie. In: *Theoretiker der deutschen Aufklärungshistorie*, Bd. 1, S. 174–205, hier: S. 178 und 179.

46 Wie lange diese Diskrepanz fortgeschleppt wird, geht aus einem Gutachten hervor, das der scheidende Freiburger Historiker Johann Maria Weißegger 1798 über die Bewerbung Karl von Rottecks auf die Freiburger Lehrkanzel für Weltgeschichte verfaßt: „Zuerst hätte man gewünscht den Begriff *Weltgeschichte* eroert zu sehen: denn er kann als *Subject*, *Object*, und *System* betrachtet werden. *Objektiv* ist Weltgeschichte ein Werk der Kunst, *eine bewährte Erzählung aller großen Weltbegebenheiten, oder Revo-*

Auch Gatterer leitet mit seiner Theorie *Von der Evidenz in der Geschichtskunde* einen Auszug aus der Englischen Weltgeschichte ein.⁴⁷ Auch er will die Weltgeschichte damit zum Rang der alten Historiographie erheben – nur entspricht seine Theorie dem eingeleiteten Werk so wenig wie seiner anderen Theorie vom pragmatischen Erzählen. „Ach! wenn dies nur der einzige unverantwortliche Widerspruch in unsrer Litteratur zwischen Lehren und Thaten wäre!“ ruft Herder 1769 zu den „Lehren unsrer historischen Kunst, und de[m] Kontrast in Ausübung derselben“ aus.⁴⁸ Tatsächlich ist der Widerspruch zwischen den auf die Tradition bezogenen Darstellungstheorien der Aufklärungshistoriker und ihrer eigenen Praxis eklatant.

Er kommt zustande, weil sie die alte Funktion der Geschichtsschreibung auf ihre gelehrten historiographischen Werke, auf Gebrauchsliteratur also, übertragen. Daraus spricht weniger naive Traditionsverhaftung als die Einsicht, daß die in Wissenschaft verwandelte Historie die entscheidende Leistung der alten Historiographie allererst zu erbringen hätte, um ihr gleichrangig zu werden: die Verlaufsform eines Geschehens so zu veranschaulichen, daß es dadurch zugleich gedeutet und erklärt wird. Das nehmen die Gelehrten sich in ihren Theorien vor, das verordnen sie sich geradezu – auch um den Preis, daß sie einen Abgrund zwischen den Theorien und der ihnen möglichen Praxis aufreißen.

Letztlich bleiben die deutschen Aufklärungshistoriker in einem zweideutigen Verhältnis zur historiographischen Tradition gebannt. Obwohl sie mit der *historia perpetua* gebrochen und sie in Material verwandelt haben, müssen sie weiterhin all ihre Arbeit darauf beziehen. Denn sie vermögen sie nicht

*lutionen der Erde, und des Menschengeschlechts in einem lehrreichen, und wohlgeordneten, bündigen Systeme dargestellt. [...] Als Subject, ist sie die Wissenschaft jener Weltbegebenheiten und als System, der richtig geordnete, und zusammenhängende Innbegriff derselben [...].“ Rottecks Berufung 1798 (= Ernst Walter Zeeden: Die Freiburger Philosophische Fakultät im Umbruch des 18. Jahrhunderts. Von der thesesianischen Reform bis zum Übergang des Breisgaus an Baden (1805). Ein Stück Universitätsgeschichte. Beilage IV: Beispiel einer Lehrstuhlbesetzung im Konkursverfahren). In: Clemens Bauer / Hans-Günther Zmarzlik / Ernst Walter Zeeden: *Beiträge zur Geschichte der Freiburger Philosophischen Fakultät*. Mit einem Vorwort v. Arnold Bergstraesser (= Beiträge zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte. 17). Freiburg/Br. 1957, S. 125–136, hier: S. 127.*

- 47 Der Aufsatz erschien zuerst in: *Die allgemeine Welthistorie die in England durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgefertigt worden. In einem vollständigen und pragmatischen Auszuge* hrsg. v. Friedrich Eberhard Boysen. Alte Historie, Bd. 1. Halle 1767, S. 1–38.
- 48 Johann Gottfried Herder: Ueber die Reichsgeschichte: ein historischer Spaziergang. In: *Herders Sämmtliche Werke*. Hrsg. v. Bernhard Suphan, 33 Bde. Berlin 1877–1913. Zweiter reprographischer Nachdruck Hildesheim, New York 1978/79 [von nun an zitiert als: SWS], Bd. 3, S. 462–471.

durch gleichwertige eigene Werke zu ersetzen. Stets bleiben ihre eigenen Erzeugnisse der historiographischen Tradition nachgeordnet, bleiben sie bloße Gebrauchsliteratur, die nicht an die Stelle der alten Geschichtsschreibung treten kann.⁴⁹ Nicht daß den Aufklärern eine eigene Zeitgeschichtsschreibung fehlt, macht ihr Problem aus (übernehmen deren Protokollfunktion jetzt doch Zeitungen, Zeitschriften und Aktenpublikationen), sondern daß dieses Fehlen die Ratlosigkeit anzeigt, wie unter den Bedingungen einer entwickelten Schriftkultur und ausgereifter geschichtswissenschaftlicher Kritik Geschehenes überhaupt noch zu historiographischer Anschauung zu bringen ist. Ob dieses Geschehene ein Jahr oder zwei Jahrtausende zurückliegt, verliert durch die Entwicklung der geschichtswissenschaftlichen Erkundung an Bedeutung; das Problem der Zeitgeschichtsschreibung wird zu dem der historiographischen Darstellung überhaupt.

In der Rückschau auf die Generation seiner Lehrer nennt der letzte Vertreter der Göttinger Schule Arnold Hermann Ludwig Heeren 1823 zwei Ursachen, warum gerade die deutsche Literatur so „reich an Geschichtsforschern, aber arm an Geschichtsschreibern“ ist,⁵⁰ warum in anderen Worten auch die Aufklärungshistoriker in ihren Arbeiten noch nicht über Gebrauchsliteratur hinausgelangen. Heeren macht dafür erstens den „so lange dauernden Gebrauch der lateinischen Sprache in allen Wissenschaften, und daher auch in der Geschichte“ verantwortlich (441). Während in England, Frankreich, Spanien und Italien seit der Renaissance eine volkssprachliche Geschichtsschreibung entstanden sei, habe im gelehrten Deutschland bis zum Ende des 17. Jahrhunderts das Lateinische vorgeherrscht, im fürstlich-staatmännischen – das ist zu Heeren zu ergänzen – ab dem 17. Jahrhundert das Französische.

49 Das gleiche ambivalente Verhältnis zur Tradition bezeugt eine weitere typische Hervorbringung der deutschen Aufklärungshistoriker: die sogenannte Gelehrten-geschichte. Obwohl diese der Revision und Kritik an der kanonischen gelehrten Literatur dienen sollte, erschöpfte sie sich häufig in einer bibliographischen oder systematischen Aufbereitung des Kanons. Auch hier bleibt die Kritik auf die Tradition bezogen, beabsichtigt sie nicht, diese zu ersetzen. Vgl. Helmut Zedelmaier: ‚Historia literaria‘. Über den epistemologischen Ort des gelehrten Wissens in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: *Das achtzehnte Jahrhundert* 22 (1998), S. 11–21. Dort auch Angaben zu den entsprechenden Werken von Leibniz, Wolff, Reimann, Fabricius, Gundling und Heumann sowie weitere Forschungsliteratur.

50 Arnold Hermann Ludwig Heeren: Etwas über die Seltenheit classischer Geschichtsschreiber, besonders in Deutschland. Vorwort zu ders.: *Andenken an Deutsche Historiker aus den letzten funfzig Jahren*. In ders.: *Historische Werke. Sechster Theil: Biographische und Litterarische Denkschriften*. Göttingen 1823, S. 433–449, hier: S. 441. Auf diese Ausgabe beziehen sich die Seitenangaben im Text. Heerens Diagnose wurde allgemein geteilt, seine Diagnose topisch. Vgl. z.B. Wilhelm Giesebrecht: Die Entwicklung der modernen deutschen Geschichtswissenschaft. Habilitationsrede gehalten am 19. April 1858 in der Aula der Königsberger Universität. In: *Historische Zeitschrift* 1 (1859), S. 1–17. Wieder in ders.: *Deutsche Reden*. Leipzig 1871, S. 1–25.

Damit ist die zweite, die entscheidende Ursache berührt, die Heeren nennt: „kein praktischer Staatsmann“ habe sich in Deutschland der Historie angenommen und sie für die Nation geschrieben, vielmehr sei sie „Schulmänner[n]“ und akademischen Zwecken überlassen worden (443).

Es ist das Eigentümliche unsrer wissenschaftlichen Litteratur, daß sie ihre Form fast ausschließlich den Universitäten, und den auf ihnen erschienenen Lehrbüchern, verdankt [...] Auch die geschichtlichen Wissenschaften, sowohl die Geschichte selbst, als die verwandten Hülfswissenschaften, haben ihre Form unter uns durch Lehrbücher erhalten. (445)

Heeren hebt die Nachteile der daraus folgenden Geschichtsbetrachtung scharf hervor:

Sie hat keinen Raum für die historische Entwicklung [...] Die darstellende Erzählung findet in ihr so gut wie gar keinen Platz. Die compendiarische Behandlung der Geschichte konnte also vielleicht von erheblichem Gewinne für die Kritik derselben seyn, insofern die treue Angabe der Begebenheiten hier das erste Erforderniß war; sie konnte auch selbst grosse und richtige Ansichten der Geschichte im Allgemeinen geben; aber von der höhern Geschichtschreibekunst führte sie mehr ab, als daß sie ihr günstig gewesen wäre. (446)

Die Universitätsgelehrten blieben „in Deutschland gewöhnlich von dem praktischen Leben so weit entfernt [...], daß sie weit eher zu Geschichtsforschern als zu Geschichtschreibern sich auszubilden Veranlassung finden“ (446).⁵¹

Am Beispiel der Geschichtsforscher benennt Heeren ein Grundproblem der deutschsprachigen Literatenkreise, in seinem ganzen Umfang hat Friedrich Nicolai es 1773 karikiert:

Der Stand der Schriftsteller beziehet sich in Deutschland beinahe bloß auf sich selber, oder auf den gelehrten Stand. Sehr selten ist bei uns ein Gelehrter ein *Homme de Lettres*.

51 Vgl. die auf einer England-Reise notierte Reflexion von Lichtenberg: „Der eigentliche Professor, oder Stubensitzer sollte ich vielmehr sagen, ist der Mann, der unter allen am wenigsten fähig ist ein großer Geschichtschreiber zu werden. Er kann dem andern vorarbeiten, er kann Dissertationen schreiben, damit der andere ein Wort sprechen kann, und kann insofern ein sehr nützlicher Mann werden. [...] Ich sage der Stubensitzer ist nicht der Mann, der hierzu taugt, weil es kaum möglich ist ohne Umgang mit der Welt und mit Leuten, die einem an Erfahrung überlegen sind, von allerlei Stand, sich das Gefühl zu erwerben, das uns fast ohne nachzudenken von Begebenheiten urteilen lehrt, oder wenigstens am rechten Ort zu suchen oder nach der rechten Richtung zu verfolgen. [...] Langer Aufenthalt in großen Handelsstädten, nicht weit von einem Hof, oder noch besser in einiger Verbindung mit ihm, Aufmerksamkeit auf die Begebenheit und Verbindung der gleichzeitigen, Lesung des Tacitus, Robertson und einiger wenigen andern Philosophie, Naturlehre und Mathematik, beständige Aufmerksamkeit auf das wovon geredet wird, wenn man in Gesellschaft ist, sind Umstände, die überhaupt vieles beitragen den vernünftigen Mann zu bilden und hauptsächlich den Geschichtschreiber.“ Georg Christoph Lichtenberg: Reise-Anmerkungen 1775. In ders.: *Schriften und Briefe*. Hrsg. v. Wolfgang Promies, Bd. 2. München, Wien 1971, S. 637–693, hier: S. 675 f.

Ein Gelehrter ist bei uns ein Theologe, ein Jurist, ein Mediziner, ein Philosoph, ein Professor, ein Magister, ein Direktor, ein Rektor, ein Konrektor, ein Subrektor, ein Bakkalaureus, ein *Collega infimus*, und er schreibt nur für seine Zuhörer und seine Untergebenen. Dieses gelehrte Völkchen von Lehrern und Lernenden, das etwa 20 000 Menschen stark ist, verachtet die übrigen 20 Millionen Menschen, die außer ihnen deutsch reden, so herzlich, daß es sich nicht die Mühe nimmt, für sie zu schreiben; und wenn es zuweilen geschiehet, so riecht das Werk gemeiniglich dermaßen nach der Lampe, daß es niemand anrühren will.⁵²

Bis weit in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts gehörten Schriftsteller im deutschen Sprachraum zu einem „Stand“, war das deutschsprachige Schrifttum in erster Linie ein Erzeugnis von Gelehrten. Zu Zwecken religiöser Rührung oder didaktischer Wirkung mochten diese Gelehrte für Ungebildete schreiben, mit Regentenspiegeln oder Rechtsempfehlungen sich an den Adel wenden, die ständische Trennung von Schreibenden und Adressaten wurde dabei immer vorausgesetzt und bestätigt. Auch gewann im 18. Jahrhundert gegenüber der religiösen Literatur zunächst das gelehrte Schrifttum an Boden: häufig noch in Latein geschrieben und so dickleibig-teuer, daß wieder nur Gelehrte es besitzen mochten und konnten. In erster Linie und am liebsten bezog der deutsche Gelehrtenstand sich auf sich selbst. Anders als in Frankreich und England gab es im deutschen Sprachraum eine allgemeine Öffentlichkeit lediglich in Ansätzen,⁵³ entwickelte sie sich mühsam aus dem Kreis der Gelehrten heraus.⁵⁴ Mit ihr aber und einer auf sie bezogenen „National-Literatur“ fehlte auch eine deutsche Geschichtsschreibung im eigentlichen Sinn.

52 Friedrich Nicolai: *Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker* (1773–76). Hrsg. v. Fritz Brüggemann (= Deutsche Literatur. Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen. Reihe Aufklärung. 15). Leipzig 1938. Nachdruck Darmstadt 1967, S. 72.

53 „[...] schon haben wir siebentausend Schriftsteller, und dessen ungeachtet, wie es keinen deutschen *Gemeingeist* giebt, so giebt es auch keine deutsche *öffentliche Meynung*. Selbst diese Wörter sind uns neu, so fremd, daß jedermann Erläuterungen und Definitionen fordert; indeß kein Engländer den andern mißversteht, wenn vom *public spirit*, kein Franzose den andern, wenn von *opinion publique* die Rede ist.“ Georg Forster: *Über die öffentliche Meinung*. (Fragment eines Briefes.). In: *Georg Forsters Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe, Bd. 8: Kleine Schriften zu Philosophie und Zeitgeschichte*. Bearbeitet v. Siegfried Scheibe. Berlin 1991, S. 364 f., hier: S. 365.

54 In den deutschen Kleinstaaten war die Universität oft der einzige Ort, der soziale Aufstiegschancen ebenso bot wie – relative – politische Unabhängigkeit. Auf die deutsche Intelligenz wirkte sie deshalb wie ein Magnet; tief prägte sie ihr die Merkmale des Gelehrtenstands ein. S. Norbert Elias: *Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie*. Mit einer Einleitung: Soziologie und Geschichtswissenschaft. Frankfurt 1983, S. 285: „In Deutschland war die Intelligenz in weitem Umfang eine Gelehrtenintelligenz oder jedenfalls eine Intelligenz von Menschen, welche die Universität besucht hatten, in Frankreich dagegen bildete die Selektionsapparatur für die Intelligenz nicht die Universität, sondern die höfische Gesellschaft, die ‚monde‘ im engeren oder weiteren Sinne.“ Vgl. Notker Ham-

Was viele Aufklärungshistoriker zunächst als Darstellungsproblem diskutierten – schon für die Zeitgenossen war es ein soziales und politisches Problem: Wie sollen Schulmänner nach dem Vorbild der Tradition ein Geschehen vergegenwärtigen, das sie nicht als Augenzeugen erlebt haben, von dem sie nur durch ihre kritische Beschäftigung mit den Überresten wissen? Wie sollen sie die unübersehbare Universalgeschichte vergegenwärtigen, in die sie die Partikulargeschichten der Tradition umschmelzen? Wie sollen sie die neuen Gegenstände vergegenwärtigen, für die sie sich vor allem interessieren, die zivilisatorischen Errungenschaften des menschlichen Geistes, die unanschaulichen Rechtssysteme, Handelsbeziehungen oder künstlerischen Leistungen? Und wie sollen sie ihre Reflexionen über Ursachenverkettungen und Gegenwartsbedeutung in eine vergegenwärtigende Erzählung integrieren? Vor allem aber: Was sollte sie dazu veranlassen, über ihre unmittelbaren akademischen Zwecke hinauszugehen und Geschichte nicht mehr nur für ihre Studenten zu schreiben, sondern für die Allgemeinheit?⁵⁵

Wieder nichts anderes als der Wandel der historischen Rahmenbedingungen. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts änderte sich nach langem und langsamem Vorlauf die von Heeren beschriebene Situation. Mit dem Aufstieg der schönen Literatur lernten auch die Gelehrten allmählich Deutsch. Sie mußten es lernen, wenn sie in der weiter werdenden, historisch interessierten Öffentlichkeit noch Gehör finden wollten, z.B. in der Fülle von historischen Zeitschriften, die im 18. Jahrhundert entstanden oder auf dem expandierenden Buchmarkt, wo die historische Literatur innerhalb der ständig steigenden Buchproduktion einen Anteil von 10% behauptete.⁵⁶

Zudem machte dem alten Gelehrtenstand in dieser Zeit eine neue, breiter werdende Bildungsschicht Konkurrenz.⁵⁷ Ihre Polemik gegen die Schulge-

merstein: Die deutschen Universitäten im Zeitalter der Aufklärung. In: *Zeitschrift für historische Forschung* 10 (1983), S. 73–89; ders.: Zur Geschichte und Bedeutung der Universitäten im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation. In: *Historische Zeitschrift* 241 (1985), S. 287–328; Luigi Marino: *Praeceptores Germaniae. Göttingen 1770–1820*. Aus dem Italienischen von Brigitte Szabo-Bechstein (= Göttinger Universitätsschriften. Serie A: Schriften. 10). Göttingen 1995, S. 32–34, 43–46, 411 f. u.ö.

55 Vgl. wiederum Lichtenberg: „Die Deutschen haben, so viel mir bekannt ist bis jetzt noch keinen Geschichtschreiber gehabt. Sie werden auch vielleicht noch nicht so bald einen bekommen. Sie haben nicht die Gelegenheit alle Seelenkräfte so auszubilden, als Männer die in großen und reichen Städten leben, wo Pracht und Üppigkeit auf die höchste gestiegen ist. [...] Ihre Sprache ist noch nicht in dem Zustand, daß die Sprache der guten Gesellschaft die von Büchern abgeben könnte. Der gute Schriftsteller muß daher sich eine Sprache schaffen, wenn er sich so ausdrücken will, daß er Ausländern gefallen soll.“ (Reise-Anmerkungen 1775, S. 667 f.).

56 Otto Dann: Das historische Interesse, S. 392.

57 Vgl. Alberto Martino: Barockpoesie, Publikum und Verbürgerlichung der literarischen Intelligenz. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 1

lehrten entsprang der Aversion gegen die mit polyhistorischer Wissensfülle gepanzerte ständische Exklusivität der alten Gelehrtenkreise. Nicht zufällig werden als Voraussetzungen wirklicher Geschichtsschreibung immer wieder Menschen- und Sachkenntnis genannt, Kontakte zu politischen Akteuren, Urbanität. Solcherart das Ideal des *gentleman* aufgreifend, entspricht die Forderung nach deutschen Geschichtsschreibern auch dem Verlangen nach einer Weltgewandtheit, die Standesschranken überschreitet und vergessen macht. Die historiographische Ausrichtung auf die Allgemeinheit korrespondiert mit einem Leistungsdenken, das sich mehr dem Gemeinwohl verpflichtet sieht als akademischer Gelehrtheit. Nicht zuletzt entspricht es mit seinem Beharren auf der historiographischen Teilnehmerperspektive dem Wunsch nach politischer Mitsprache und Beteiligung. Untrennbar ist die Struktursituation der deutschen Intelligenz in der Spätaufklärung⁵⁸ mit den daraus entspringenden Wünschen verquickt. Die geforderte neue Geschichtsschreibung soll diese zunächst literarisch befriedigen im Raum der Imagination.

Und nicht nur der Kreis derer weitet sich, die historische Themen nachfragen, viel entscheidender ist, daß die entstehende allgemeine Öffentlichkeit alle Gegenstände ihres Interesses als geschichtlich gewordene begreifen lernt. Sie verlangt nach Aufklärung darüber, wie die Gegenstände des öffentlichen Interesses zusammenhängen und das heißt immer häufiger auch, wie sie historisch entstanden, wie sie gemacht worden, wie sie veränderbar sind. Alle Wissenschaften und mit ihnen die gesamte Bildung geraten in einen Sog zur Historisierung; Recht und Kunst sind nur die prominentesten Beispiele. Es ist dieses wachsende Bedürfnis nach einer populären, für die Allgemeinheit geschriebenen Historie, die die Darstellungsfrage in der Aufklärung aktualisiert und ständig dringlicher werden läßt.⁵⁹

Auch wenn die Aufklärer sie noch nicht zu ihrer Zufriedenheit beantworteten, die Lösung des Problems bereiteten sie vor. Ihre jahrelange Diskussion trug dazu bei, die historiographische Literatur in eine öffentliche Angelegenheit zu verwandeln, ihre geistreiche Klage machte das Fehlen einer deutschen

(1976), S. 107–145; Rudolf Vierhaus: Umriss einer Sozialgeschichte der Gebildeten in Deutschland. In: *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken* 60 (1980), S. 395–418; Hans Erich Bödeker: Die ‚gebildeten Stände‘ im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert: Zugehörigkeit und Abgrenzungen. Mentalität und Handlungspotentiale. In: *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil IV: Politischer Einfluß und gesellschaftliche Formation*. Hrsg. v. Jürgen Kocka (= Industrielle Welt. 48). Stuttgart 1989, S. 21–52. S. auch die Einleitung von Jürgen Kocka zu diesem Band.

58 Hans Heinrich Gerth: *Bürgerliche Intelligenz um 1800. Zur Soziologie des deutschen Frühliberalismus* (1935). Mit einem Vorwort und einer ergänzenden Bibliographie hrsg. v. Ulrich Herrmann (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft. 19). Göttingen 1976, S. 29–51.

59 So auch Rudolf Vierhaus: Geschichtsschreibung als Literatur und ders.: Historisches Interesse im 18. Jahrhundert. In: *Aufklärung und Geschichte*, S. 264–298.

Geschichtsschreibung zum Skandal. In Abwesenheit wurde die Geschichtsschreibung zu einer Sache des allgemeinen Interesses. Nicht mehr nur Geschichtsforscher, auch Popularphilosophen, Publizisten, Schriftsteller erörterten Möglichkeiten, dem Mangel zu begegnen. Ihr Ehrgeiz war geweckt. Wem es gelänge, die deutsche Historiographie an die Vorbilder der Franzosen und Engländer heranzuführen, wer gar die bewunderte Geschichtsschreibung der Alten erreichte, dem winkte der Lorbeer eines „teutschen Livius“, die einhellige Anerkennung der deutschen KulturNation.

Die einfachste Lösung schien zu sein, direkt bei der Darstellungsfrage anzusetzen. Wenn die Geschichtsschreibung, wie alle Welt sich einig war, zur Nationalliteratur gehörte, wenn sie auf ein allgemeines Publikum zielte, könnte man sie dann nicht dadurch erschaffen, daß man die populäreren Formen der historiographischen Gebrauchsliteratur noch weiter popularisierte? Vor allem die für Lehrzwecke zusammengestellten Überblicksdarstellungen zur Universal- und Reichsgeschichte schienen dazu geeignet. Analog zur Popularphilosophie sollten sie zu einer Art Popularhistorie weiterentwickelt werden.⁶⁰ Ihre Ausrichtung auf das allgemeine Publikum galt primär als Problem ihrer pragmatischen Nützlichkeit, ihrer Verständlichkeit und Faßlichkeit – als didaktisches Problem also. Mit Hilfe einiger wohl kalkulierter, instrumentell eingesetzter literarischer Mittel sollte diese Faßlichkeit erreicht werden. Für den angestrebten rhetorischen Zweck nahmen auch die Gelehrten eine äußerliche Literarisierung der Geschichtsdarstellung in Kauf.

Unter zwei Stichworten wurde diese Literarisierung diskutiert: im Hinblick auf den „Plan“ des vergangenen Geschehens wie auch auf dessen „Evidenz“. Mit „Plan“ ist die erzählerische Fabel gemeint: das Streben nach epischer Geschlossenheit und Ganzheit. Nur dann galten Historien als einprägsam und faßlich, wenn sie einen Anfang, eine Peripetie und ein Ende besaßen, wenn die in ihnen erzählte Handlungen dem Schema der aristotelischen Fabel folgten. Im Gegensatz zu gelehrten Überblicksdarstellungen war Geschichts-

60 Vgl. Hans Erich Bödeker: Von der ‚Magd der Theologie‘ zur ‚Leitwissenschaft‘. Vorüberlegungen zu einer Geschichte der Philosophie des 18. Jahrhunderts. In: *Das achtzehnte Jahrhundert* 14 (1990), S. 19–57. Was Bödeker in diesem Forschungsbericht über die Popularphilosophie ausführt, läßt sich Punkt für Punkt auf die hier gemeinte Bewegung in der Geschichtswissenschaft übertragen. Auch ihre Vertreter (Gatterer und Schlözer z.B.) waren Gelehrte und häufig an den Universitäten beschäftigt. Auch sie aber begriffen sich als reflektierende Schriftsteller, die ihre geschichtswissenschaftlichen Kenntnisse auf alle Probleme des menschlichen Lebens anwenden wollten. Auch sie richteten sich an das gebildete, lesende Publikum, auch sie bestimmten ihren Gegenstand als Historie für die Welt, als Erzeugung und Vermittlung pragmatisch brauchbarer Kenntnisse. Auch von ihnen wurde dies vor allem als „Aufgabe allgemeinverständlicher Darstellung“ diskutiert, wurde die gelehrte Historie hinter popularisierende Lehrbücher, Essays, Aufsätze, flüssig geschriebene Artikel in Journalen zurückgedrängt. S. dazu auch Pandel: *Historik und Didaktik*.

schreibung, wie die Aufklärer erkannten, durch eine solche Fabel charakterisiert. Sie in den klassischen Geschichtswerken der Alten freizulegen, sie anschließend auch in der Universal- und Reichsgeschichte zu entdecken, um diese erzählbar zu machen, wurde zum zentralen Anliegen der Darstellungsdiskussion. Das Streben nach „Evidenz“: nach größtmöglicher Anschaulichkeit, ja Vergegenwärtigung des erzählten Geschehens, trat dahinter vielfach zurück. Erschien es den einen als bloße Stilfrage und deshalb als unproblematisch, so erkannten die anderen in der angestrebten „idealen Anschauung“ ein so anspruchsvolles Ziel, daß sie es der Gewinnung erzählerischer Einheit zunächst nachordneten.

In diesem Zusammenhang sind die eingangs diskutierten Aufsätze von Gatterer zu sehen; schon in ihren Titeln verweisen sie auf die Stichworte Plan und Evidenz. Systematisch veröffentlichte Gatterer in seiner *Historischen Bibliothek* Analysen griechischer und römischer Geschichtswerke, die deren Plan freilegen sollten; sein ganzer Ehrgeiz war darauf gerichtet, in Anlehnung an Herodot, Polybios und Livius einen Plan für die Weltgeschichte zu finden. Und noch mehr am Herzen liegen mußte den patriotischen Fürsprechern einer vaterländischen Geschichtsschreibung die Reichsgeschichte. Eindringlich beklagte etwa Carl Friedrich Wezel 1781 deren Disparatheit:

[...] kein Held, auf den alles vom Anfange an und durchaus sich bezieht, keine Einheit des Interesse, weder Knoten noch Katastrophe! Nicht der mindeste politische, sondern bloß religiöser Enthusiasmus in den Charaktern! [...] und die Begebenheiten? – Schlägereyen zwischen einem Haufen Vasallen, die sich oft bekriegen, um sich zu bekriegen, kaiserliche Einrichtungen, die selten ganz ausgeführt werden oder ihren Zweck befördern, Klosterstiftungen, Turniere, Adelsbriefe, Ceremonien! Es ist eine Scene voll Tumult, aber leer an Handlung [...]⁶¹

Beredt entwickelte er Vorschläge, wie wenigstens aus einzelnen Epochen ein erzählerisches Ganzes zu gewinnen sei. Mochte Herder in seinem Aufsatz über Reichsgeschichte 1769 noch so sehr dagegen protestieren – das Aufspüren eines geschlossenen Plans der Reichsgeschichte galt als vordringliche Aufgabe, um zu einer vaterländischen Geschichtsschreibung zu gelangen.

Warum diese Bemühungen scheitern mußten, ist aus heutiger Sicht leicht zu erklären. Die Verfechter der Popularhistorie erhoben zur Voraussetzung, was doch eine Folge ist, sie suchten nach erzählerischer Einheit, ohne ange-

61 Wezel: *Über Sprache*, S. 254 f., Nachdruck S. 322 f. Vgl. Ernst Ludwig Posselt: *Ueber deutsche Historiographie*, S. 30 f.: „Aber wo hat der vaterländische Geschichtschreiber seinen sichern Beziehungspunkt? Ist es etwa der grosse Vorsteher des Volks der Teutschen? – unsere Kayser sind uns nicht, was den Römern ihre Cäsarn waren. Ist es die ganze Masse der Nation, in zehn Kreise vertheilt? – weh dem Geschichtschreiber, der uns erzählen soll, wie der Oestreicher mit dem Brandenburger zu gleichem Zweck der Grösse des Vaterlands handelt oder der Westphale mit dem Schwaben!“ Ähnliche Äußerungen ließen sich mehren.

ben zu können, worauf diese zu gründen sei. Die geschlossene Fabel erschien ihnen als fertiges Formprinzip, nach dem der Geschichtsschreiber seine ebenfalls fertigen Tatsachen zu verknüpfen habe. Da die Einheit der Erzählung aber „wahr“ sein sollte (historisch richtig und treffend), suchte man sie im Sinne der Nachahmungsästhetik auf der Ebene der Begebenheiten aufzuspüren. Im historischen Geschehen selbst, in den Tatsachen, sollte der Historiker die Einheiten entdecken, die er dann erzählen könnte. Als hätten nicht gerade die Trümmer des in disparate Tatsachen zerlegten Geschehens den Wunsch nach einer synthetisierenden Geschichtsschreibung überhaupt erst geweckt! Die Suche nach einem Plan der Universal- oder Reichsgeschichte war zirkulär. Sie präsentierte als Lösung eine Form ohne Gehalt, eine Methode ohne Richtschnur, eine Einheit ohne Problemstellung oder Frage. Wenn irgendetwas dann läßt sich dies als Ästhetisierung der Historie bezeichnen.

Es bedurfte eines viel radikaleren Ansatzes, einer tiefgreifenden Umwälzung des Erkenntnisbegriffs, ehe auf völlig veränderten Voraussetzungen erzählerische Einheit und Vergegenwärtigung in der Historie möglich wurden. Aus dem Ungenügen an einem bloß methodischen (und deshalb beliebigen) Begriff von Universalgeschichte entstand in Deutschland eine selbständige Geschichtsphilosophie. Schon innerhalb der Geschichtswissenschaft zeigt die Entwicklung von Gatterer zu Schlözer, daß die Universalhistoriker nicht ohne einen qualitativen Begriff von Weltgeschichte auskamen. Entwickelt wurde er außerhalb der Zunft.

Lessing, Herder, Kant und die idealistischen Philosophen denken die Weltgeschichte nicht mehr als kausalmechanisches System wie die Göttinger Schule, sondern als vielgestaltige und dennoch fortschreitende Ausformung oder Bildung, wie sie sagen, der einen Menschennatur. In seiner geschichtsphilosophischen Frühschrift von 1774 *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit* entwickelt Herder einen Begriff von historischer Individualität, demzufolge jede dieser Ausformungen, jede Epoche, jede Volks- und Partikulargeschichte ihre Glückseligkeit, ihren Wert und ihre jeweilige Bedeutung in sich selbst trägt.

Die Denkart verschiedener Völker zu scheiden, sie nach den Proben ihrer Empfindungen und Lebensweise zu forschen, zu vergleichen, zu charakterisieren ist ein Blick, des wahren Weltweisen würdig; der Weltweise ist aber allein Gott. Er übersieht die Farbenreiche Chartre des Menschlichen Herzens und Geistes. Wir sammeln Fragmente dazu, die noch immer auf Berichtigung, Vermehrung und den vorurteilsfreien hellen beugsamen Geist warten der jeder Nation ihren Himmel von Erkenntniß über ihrem duftenden Erdstrich von Empfindungen finde.⁶²

62 Johann Gottfried Herder: Vom Erkennen und Empfinden, den zwei Hauptkräften der Menschlichen Seele (1775). In: SWS 8, S. 263–333, hier: S. 303. Vgl. auch die Fassung von 1778: Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele. Bemerkungen und Träume (SWS 8, S. 165–235). Die Tendenz zur Individualisierung ist dort noch

Die Weltgeschichte braucht danach nicht mehr umfassend rekapituliert zu werden. Sie kann die Form einzelner Völkergeschichten annehmen, die mikrokosmisch aufs Ganze verweisen, indem sie die Volkscharaktere als verschiedene Ausformungen der einen Menschennatur darstellen. Mehr noch: Nicht einmal diese einzelnen Völkergeschichten müssen dem alten Vollständigkeitsgebot gehorchen. Vielmehr entdeckt der neue, individualisierende „Blick“ auf die Geschichte auch in der Völkergeschichte noch kleinere, klarer bestimmbare Einheiten:

Eine Nation verändert sich an Erkenntniß, zurück oder fürder schreitend, nach dem sich der Kreis ihrer Empfindungen ändert. Man vergleiche Deutschland mit dem, was es zu Karls und Otfrieds Zeiten war: Rom, mit dem was es unter Hildebrand, Gregorius, August und Romulus gewesen; was würde Romulus zum neuen Rom, was Karl und Otfried zum neuen Deutschland sagen? Die größte Veränderung in der Welt ist der Fort- und Umlauf im Reiche der Geister, der unsichtbaren Kräfte und Begierden. Hier wechseln die Himmel wie ein Gewand, und die alte Mutter Erde verjüngt und drehet sich ewig. Hier wenn wirs sehen können, zeigt sich das höchste Werk der Regierung, und Erziehung Gottes mit seinem Menschengeschlechte. Verändere die Empfindungen, die Gewohnheiten, die äußere und innere Lebensweise einer Nation und du hast ihre Seele geändert. (SWS 8, S. 304).

Erst in der Darstellung einzelner, genau zu charakterisierender Epochen soll sich die „Seele“ einer Nation als Ausformung menschlicher Möglichkeiten zeigen: „Im Reiche der Geister, der unsichtbaren Kräfte und Begierden“, der leitenden Ideen oder Tendenzen werden, „wenn wirs sehen können“, die neuen Einheiten konstituiert, die die Weltgeschichte wieder erzählbar machen. Aus dem starren System der Universalhistorie und ihres linearen Fortschrittsdenkens gelöst, erscheinen die Epochen „unmittelbar zu Gott“, wie Ranke das dann formulieren wird⁶³ – damit werden sie unmittelbar auch wieder zu den Geschichtsschreibern. Doch ziehen der späte Herder der *Ideen* und die

verstärkt, indem Herder nicht mehr von der „allgemeine[n] Menschen-Denkart“ (300) ausgeht, sondern von den Empfindungen bei „jedem einzelnen Menschen“ (207). Die Forschung zu Herder setzt heute vielfach Meineckes Individualisierungsthese wieder ins Recht, s. z.B. mit weiterer Literatur Gabriele Dürbeck: Staunen – Bewunderung – Einfühlung. Zur Erkenntnis vergangener Kulturen in Herders früher Geschichtsphilosophie. In: *Herder-Jahrbuch* 1999 [im Druck].

- 63 „Ich aber behaupte: jede Epoche ist unmittelbar zu Gott, und ihr Wert beruht gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem Eigenen selbst. Dadurch bekommt die Betrachtung der Historie, und zwar des individuellen Lebens in der Historie, einen ganz eigentümlichen Reiz, indem nun jede Epoche als etwas für sich Gültiges angesehen werden muß und der Betrachtung höchst würdig erscheint.“ Leopold von Ranke: *Über die Epochen der neueren Geschichte* (1854). Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. v. Theodor Schieder und Helmut Berding (= Aus Werk und Nachlaß. 2). München, Wien 1971 [von nun an zitiert als WuN 2], S. 59 f. Vgl. ebd. S. 66 „Ich kann also die leitenden Ideen nicht anders bezeichnen, als daß sie die herrschenden Tendenzen in jedem Jahrhundert sind.“

idealistischen Geschichtsphilosophen diese mögliche Konsequenz noch nicht. Sie tritt bei ihnen hinter das Bemühen zurück, überhaupt erst einmal die Einheit der Weltgeschichte in ihrem Gesamttablauf zu denken und diesen als Kontinuität zu verstehen.

Herders neuer Individualitätsbegriff bietet ein Modell dafür, wie das Besondere und das Allgemeine neu aufeinander bezogen werden können: nicht mehr klassifikatorisch, indem man das Individuum unter die Menschheit, das Ereignis unter eine Struktur subsumiert, sondern dialektisch, indem man im Besonderen die Voraussetzungen des Allgemeinen entdeckt und vor ihnen allererst die Einzigartigkeit des Besonderen. Damit tauchen Möglichkeiten auf, wie ein Geschichtsschreiber auch Strukturen anhand von Schlüsselsituationen erzählen und zur Anschauung bringen kann.

Eine zweite, in Herders individualisierendem „Blick“ auf die „unsichtbaren Kräfte“ ebenfalls angelegte Neuerung expliziert Kant. Indem er in seiner geschichtsphilosophischen Schrift von 1784 darlegt, daß die Weltgeschichte nach einem „Leitfaden a priori“ geschrieben werden müsse, nach mitgebrachten Grundvoraussetzungen, einer leitenden Problemstellung, einem Erkenntnis- und Wirkungsinteresse, macht er klar, daß die Einheit der Geschichte auf einer schöpferischen Erkenntnisleistung des Geschichtsschreibers beruht. Sie ergibt sich nicht einfach aus dem Geschehenen selbst, sondern muß produktiv rekonstruiert werden; sie tritt also nicht im Geschehenen selbst zutage, sondern erst in der „Idee“, die „ein philosophischer Kopf (der übrigens sehr geschichtskundig sein müßte)“ darin erkennt.⁶⁴

Kant eröffnet damit die Möglichkeit, Geschichtserzählungen auf die Einheit von Ideen zu gründen. Statt sie wie früher auf die Protokollierung des Geschehensverlaufs zu verpflichten (was als Vollständigkeitsgebot weiterwirkt und zur Disparatheit führt), weist Kant der Historie einen neuen Gegenstand zu. Als Darstellung nicht mehr des merkwürdigen Geschehens, sondern der Ideen darin kann sie Einheit und Evidenz erlangen. Die schöpferische Eigenleistung des Historikers gilt nicht länger als Fehlerquelle und Ursache aller Verfälschungen, sondern rückt zur Bedingung der Möglichkeit historischer Erkenntnis überhaupt (und damit auch ihrer Darstellung) auf. Der Historiker steht nicht mehr wie noch in Gatterers Theorie vom evidenten Erzählen unter dem lähmenden Zwang, nachzuweisen, daß auch „die Zeitgenossen [des erzählten Geschehens J.S.] so davon gedacht haben“, er erlangt jetzt die Frei-

64 Immanuel Kant: Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. In ders.: *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik* (= Werke in sechs Bänden. 6). Darmstadt 1983, S. 31–50, hier: S. 50. Vgl. Bernd Bräutigam: Vergangenheitserfahrung und Zukunftserwartung. Zum Geschichtsverständnis bei Kant, Schiller und Friedrich Schlegel. In: *Evolution des Geistes: Jena um 1800. Natur und Kunst, Philosophie und Wissenschaft im Spannungsfeld der Geschichte*. Hrsg. v. Friedrich Strack (= Deutscher Idealismus. 17). Stuttgart 1994, S. 197–212.

heit und das Recht, die Geschichte aufgrund des kritisch gesicherten empirischen Materials neu zu sehen. Der bislang verpönten Einbildungskraft fällt eine Schlüsselrolle für die historiographische Erkenntnis zu. Sowohl die Einheit wie auch die Anschaulichkeit der Geschichtserzählung werden mit ihrer Hilfe gesucht: Die Einheit der Fabel stiftet nun das Erkenntnisinteresse des Historikers, seine historiographische Frage; vergegenwärtigen kann er das Erzählte aufgrund seines Rechts zur forschenden Quellensynthese. Es sollte nicht lange dauern, bis jemand diese Möglichkeiten erkannte und daraus eine neue Art von Geschichtsschreibung gewann.⁶⁵

65 Was Kant als erkenntnistheoretisches Prinzip einer ganzen Generation von Lesern vermittelt, wird in einigen historiographischen Darstellungen schon sehr viel früher als praktisch gewonnene Einsicht formuliert. So schreibt Winckelmann 1764 in der Vorrede zu seiner Kunstgeschichte: „Mutmaßungen, aber solche, die sich wenigstens durch einen Faden an etwas Festem halten, sind aus einer Schrift dieser Art ebensowenig als die Hypothesen aus der Naturlehre zu verbannen; sie sind wie das Gerüste zu einem Gebäude [...]“. Johann Joachim Winckelmann: *Geschichte der Kunst des Altertums*. Hrsg. v. Ludwig Goldscheider. Wien 1934. Nachdruck Darmstadt 1982, S. 18.

Sofort aufgegriffen und in ihrer Tragweite gesteigert werden diese Sätze von Justus Möser. Schon in seinen Briefen an den jungen Thomas Abbt hält er ihm Winckelmann als Beispiel vor. Nur wenn der Historiker wie Winckelmann „die Geschichte eines Ideals zur Haupt-Action“ mache, wenn er mit Bedacht seinen Blickpunkt wähle, einen Plan entwerfe, eine Hypothese wage, könne er seine Darstellung durch „die Einheit der Handlung zur historischen Epöpee“ erheben. Justus Möser: *Briefe*. Hrsg. v. Ernst Beins und Werner Pleister (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen. 21). Hannover 1939, S. 189, vgl. S. 150, 168, 183, 184 f. Mit seinem eigenen Geschichtswerk glaubt Möser, wie er in der Vorrede von 1768 schreibt, den Gesichtspunkt zu zeigen, der eine einheitliche deutsche Geschichte möglich macht: „Die Geschichte von Deutschland hat meines Ermessens eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die gemeinen Landeigentümer, als die wahren Bestandteile der Nation, durch alle ihre Veränderungen verfolgen; aus ihnen den Körper bilden und die großen und kleinen Bediente dieser Nation als böse oder gute Zufälle des Körpers betrachten. Wir können sodenn dieser Geschichte nicht allein die Einheit, den Gang und die Macht der Epöpee geben, worin die Territorialhoheit und der Despotismus zuletzt die Stelle einer glücklichen oder unglücklichen Auflösung vertritt; sondern auch den Ursprung, den Fortgang und das unterschiedliche Verhältnis des Nationalcharakters unter allen Veränderungen mit weit mehr Ordnung und Deutlichkeit entwickeln, als wenn wir bloß das Leben und die Bemühungen der Ärzte beschreiben, ohne des kranken Körpers zu gedenken.“ Justus Möser: *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe in vierzehn Bänden. Dritte Abteilung: Osnabrückische Geschichte und historische Einzelschriften*. Bearbeitet v. Paul Götsching, Bd. 12/1. Hamburg 1964, S. 31–45, hier: S. 34.

Seine *Osnabrückische Geschichte* versteht Möser als Baustein für einen künftigen „deutsche[n] Livius“ (ebd. S. 45): einen „großen Geschichtschreiber“, der die vielen Landesgeschichten unter einem einheitlichen Gesichtspunkt „zu einem einzigen Hauptwerke vereinigen“ soll (42 f.). Wenn dieser alsdann auch auf das „Costume der Zeiten“ achte, auf den „Stil jeder Verfassung, jedes Gesetzes“, „ihr Kolorit, ihr Costume und

ihre Manier in Verbindung mit der Religion und den Wissenschaften“ (43) werde nicht nur die Einheit der Epöpee erreichen, sondern auch die Evidenz individualisierter Anschauung.

Auf die Zeitgenossen wirkte das als Durchbruch und Verheißung zugleich. Begeistert nahm Herder 1773 Auszüge aus Möasers Vorrede in seine Sammlung *Von Deutscher Art und Kunst* auf; über diese Programmschrift des Sturm und Drang beeinflussten sie den Geschichtsroman der Zeit (s. unten Kapitel 3). In der Tat waren es Territorialgeschichten wie diejenige Möasers oder Ludwig Timotheus Spittlers *Geschichte Württembergs unter der Regierung der Grafen und Herzöge* von 1783, in denen sich die kommende Geschichtsschreibung ankündigte. Vor allem hier nämlich sprangen im aufgeklärten Absolutismus politische Zündfunken auf, vor allem in den Territorien ergaben sich Konflikte, die Problemstellungen für einheitliche Geschichtswerke boten. Auch fanden sich hier Autoren mit politischem Sachverstand und Nähe zur Teilnehmerperspektive. Das ist der politische Grund, warum ein Dilettant wie Möser zukunftsweisendere Geschichte schrieb als ein Gelehrter wie Gatterer. Zur Bedeutung von Winckelmann, Möser und Abbt s. Friedrich Meinecke: *Die Entstehung des Historismus* (1936). Hrsg. und eingeleitet v. Carl Hinrichs (= Werke. 3). München 1959. Aus der neueren Literatur zu Möser s. vor allem Renate Stauf: *Justus Möasers Konzept einer deutschen Nationalidentität. Mit einem Ausblick auf Goethe* (= Studien zur deutschen Literatur. 114). Tübingen 1991, S. 127–141 und 143–157; zu Spittler Marino: *Praeceptores*, S. 311–322 sowie die Aufsätze von Rudolf Vierhaus, Michael Behnen und Ernst Schubert in: *Geschichtswissenschaft in Göttingen*.